



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N. 3.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman
von
Rosenthal-Bonin.
(Fortsetzung.)

Als am nächsten Tage des Morgens Geseine am Theetisch sich einsand, war der Kapitän noch nicht erschienen — Geseine hat am vorhergehenden Abend ihrem Vater das Abenteuer, welches sie erlebt, und die seltsame Handlung, die sie daran knüpfte, nicht mitgeteilt. Es war ihr Grundsat, des Abends, wo ihr Vater, von meist starken Rumportionen aufgeregt, nichts Bedenkliches mit ihm zu verhandeln. Jetzt stand Rosein im Morgenhäubchen noch ohne Goldschilde, den Thee bereitend, ihr zur Seite und suchte ihre ernste Herrin durch ihr Geplauder zu erheitern.

„Der Klas hat im Grunde doch ein gutes Herz,“ begann sie nach einer, wie ihr vorkam, endlos langen Pause des Schweigens. „Er war zuerst nicht damit zufrieden, den armen, schönen Menschen in's Haus zu nehmen — das gibt nur Arbeit und schließlich wirft mir der Kapitän alle Stiefel, die er zu fassen bekommen kann, an den Kopf, sagte er, — aber als Sie, Fräulein, selbst Hand anlegten, besorgte er mit großem Pflichteser, was ihm aufgetragen. Jetzt sitzt der arme Mensch aufrecht im Bette, denken Sie nur, er kann auch Holländisch und hat gesagt, daß er nachher aufstehen wolle.“

„Dann will ich mit dem Kapitän zu ihm gehen,“ bemerkte Geseine gedankenvoll. „Ach Gott, wenn's nur schon der Herr Kapitän Vater wüßte, wenn's nur schon vorbei wäre,“ jammerte Rosein.

„Nun,“ beruhigte Geseine mit einem Gesichtsausdruck, der gleichgültig scheinen sollte, aber in einem Ton, der große Bekommenheit verrieth; „was kann der Kapitän weiter thun, als dem Menschen jetzt seine Wege weisen und uns schelten — Du sagst ja, der Mann sei ziemlich rüstig, so kann er jetzt also wieder weiter wandern.“ — fügte Geseine leichthin hinzu, während ihr Herz trotz all' ihrer Beschwichtigungsmittel, die sie innerlich heimlich anwendete, stark klopfte.

Da ließen sich schwere Schritte auf dem Flur vernehmen und der Kapitän trat in's Zimmer, er grüßte kurz, schien viele Geschäfte im Kopfe zu haben und trank schnell und schweigsam seinen Thee, während Rosein die Eier sott und eine Sardinenbüchse öffnete.

„Vater, mir ist gestern etwas Seltsames begegnet,“ nahm jetzt Geseine kühn ihren Anlauf.

„Was ist's?“ frug der Kapitän über sein Notizbuch hinaus.

„An unserem Hause ist ein Wanderer wie todt vor Hunger umgefallen.“

„Genever auf Schwarzbrod!“ warf der Kapitän hin, „zum Viertelsmeister geschickt?“

„Nein, ich habe den Menschen in's

Gärtnerhaus bringen lassen, jetzt ist er aber wieder etwas munter.“

„Was!“ schrie der Kapitän vom Sessel aufspringend, — „bist Du bejessen, uns Landstreicher, Strolche und Diebe in's Haus zu nehmen?“

Rosein seufzte laut und zitterte so, daß sie ein Ei auf's Tischstuch fallen ließ.

Geseine aber antwortete auffallend ruhig: „Dasselbe würde ich auch gesagt haben, wenn ich den Menschen nicht gesehen hätte. Er ist kein Landstreicher, sprich erst einmal mit ihm.“

„Ich will ihn weder sehen noch sprechen. Er soll mir aus dem Hause sofort,“ wettete der Kapitän. „Klas soll ihn hinausbringen — wo ist Klas?“ Plötzlich hielt der Kapitän inne. Es war wunderbar, wie schnell mit einem Mal sich sein Zorn legte. „Ist er ein Seemann?“ wandte er sich an die Tochter.

„Er sieht nicht so aus,“ antwortete Geseine — „er scheint ein Arbeiter, ein Franzose.“

Der Kapitän hörte auf.

„Rosein,“ wandte er sich jetzt an die Jungfer, „sag' Klas, er soll den Menschen in den Garten führen, — ich will ihn vom Fenster aus ansehen.“

Rosein eilte mit einem Aufathmen der Erleichterung darüber, daß dieß bange Wetter dem Anschein nach so leicht vorüberginge, aus dem Zimmer, und einige Minuten später trat der dicke Klas, den Fremden unter dem Arm führend, in den mit breiten Muscheln eingefassten Kiesweg des Gartens und geleitete den Schwachen zur Laube. Hierbei lehrte der Fremde, ohne daß er den Kapitän sah, diesem das Gesicht zu.

Der Kapitän zuckte zusammen und sah starr nach dem Fremden.

Geseine schaute in angstvoller Spannung auf ihren Vater.

„Ein Franzose, sagst Du, sei der Mensch?“ sprach er aufgeregt mit gedämpfter Stimme.

„Ich glaube, er ist ein Franzose, er sprach, als er aus der Besinnungslosigkeit einige Augenblicke erwachte, französisch.“

„Um!“ machte der Kapitän. „Weßhalb kommt mir der Mann nur bekannt vor, ich habe ihn sicher schon irgendwo einmal gesehen? Wie kommt er zu Andreas' Schiffskleidern?“

„Sein Anzug war zerlumpt und ich ließ ihn damit bescheiden,“ antwortete Geseine.

„Wie kommt der Mensch hierher — wo ist er her, wo will er hin?“ forschte der Kapitän.

„Ich habe noch kein Wort mit ihm gesprochen, Vater.“

Der Kapitän schien eine Sache zu bedenken.

„Ich will zu ihm hinausgehen, rufe Klas und Rosein und gib ihnen etwas zu thun,“ entschied er endlich.

Geseine ergriff eine Glocke und läutete, darauf winkte sie Klas und Rosein, die natürlich auch im Garten war; die Beiden begaben sich in's Haus, während der Kapitän in den Garten hinaustrat.

Er ging auf den Fremden zu, der sich beim Eintritt des Kapitans in die Laube erhob.

„Ich bin der Besitzer dieses Hauses, wo Sie Pflege fanden,“ stellte sich der Kapitän vor. „Wie kommen Sie in diese elende Lage?“

„Ich bin von Amsterdam zu Fuß fortgegangen mit zu wenig Geld und wollte in Rotterdam Arbeit finden,“ antwortete der Fremde in Holländisch mit fremdem Accent.

„Sie sind kein Holländer?“

„Nein, ein Franzose.“

„Aus?“

„Paris, Herr!“

Der Kapitän sah den Fremden scharf und prüfend an. „Was ist Ihr Beruf?“ „Diamantschneider, — ich arbeitete bei Snider, hatte Unglück mit einem Stein, der schief spaltete, man behielt mir meine Vierteljahrslohnung ein und schickte mich fort.“

Der Fremde sprach offen, ruhig, in gebildeter Weise.

„Sie hatten keine Ersparnisse?“ frug der Kapitän.



Fluchbeladen. Der Verwundete öffnete seine heberglänzenden Augen, die sich mit einer schauerlichen Stareheit auf Jean Renaud hefteten. (S. 31.)

„Nein, ich war krank, bevor ich die Stelle, wo ich ein Jahr verblieb, antrat, und begann dort mit Hospital-schulden.“

„Sie haben kein Vermögen, keine Aussicht, etwas zu verdienen?“ forschte der Kapitän weiter.

„Nein, Herr, ich bin eine Waise und kenne Niemand meiner Verwandtschaft.“

Van Heeren sah sich den kräftigen Körperbau des Mannes prüfend an, dann beobachtete er heimlich dessen sanftes, stilles Gesicht — der Kapitän sah einige Sekunden nachdenkend zur Erde.

„Haben Sie Ausweispapiere?“ wandte er sich dann wieder an den Fremden.

„Nur die Bescheinigung, daß ich seit meinem vierten Jahre in Paris wohnte, dort konfirmirt bin, bei einem Steinschleifer in die Lehre trat und meine Meisterprüfung bestand, ferner ein polizeiliches Leumundszeugniß.“

„Das genügt,“ sprach jetzt der Kapitän. „Nun, ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ fuhr van Heeren, dem Fremden durchdringend in das Gesicht schend, fort. „In Rotterdam werden Sie schwerlich schnell Arbeit finden — man wird dort bald erfahren, weshalb Sie Sniders verlassen. Sie sind von kräftiger Konstitution, Sie werden sich bald erholen haben, so lange können Sie hier bleiben. Ich habe ein Schiff gekauft und muß Mannschaft dafür werben, ich werde Sie einem tüchtigen Matrosen unterstellen, der Ihnen die ersten Handgriffe zeigt, — wollen Sie als Hülfsmann in Schiffsdienst bei mir treten, — die Belohnung soll zufriedenstellend sein.“

Der Fremde schaute überrascht den Sprecher an. „Ich verstehe nichts vom Seewesen,“ erwiderte er.

„Ein kräftiger, intelligenter Mensch bemächtigt sich schnell des Nöthigsten. Sie sind doch schon auf dem Meere gefahren?“

„Ja, nach Deutschland und England — es war schön.“

„Nun dann entschließen Sie sich. Es dürfte Ihnen nicht leicht eine zweite Gelegenheit geboten werden, sofort aus dem schrecklichsten Elend zu kommen.“

„In vierzehn Tagen fahren wir mit Baumwolle nach Hamburg, bis dahin kräftigen Sie Ihren Körper, Sie können hier leichte Gartenarbeit verrichten und später auf dem Schiff Ihr Quartier nehmen.“

Der Fremde zögerte — in diesem Augenblick zeigte sich Gesine am Fenster.

Der Fremde warf einen Blick dorthin. In seine Augen trat ein heller Strahl.

„Gut, ich nehme es an, mein Herr,“ erwiderte er.

„Nun dann heiße ich für Sie Kapitän — aber die Haare müssen Sie sich kurz schneiden lassen, diese Locken passen nicht für einen Seemann. — Ihr Name?“

„Paul Sivers.“

„Das klingt ja beinahe wie Deutsch.“

„Da kann ich mir nicht helfen. So lauten meine Papiere.“

Der Kapitän gab dem neuangeworbenen Seemann Odre, sich tüchtig zu pflegen, und lehrte in das Frühstüdzimmer zurück. Dort fand er Gesine an ihrem Nähtisch, aber sie nähte nicht, ihre zitternden Hände konnten kaum die Nadel halten — was war mit dem sonst so ruhigen, starknervigen Mädchen geschehen, warum stökte ihr das Schicksal dieses so plötzlich in den Kreis ihres Daseins getretenen Menschen eine derartige Theilnahme ein, daß ihr der Athem in der Brust vor banger Erwartung stockte, als ihr Vater in's Zimmer trat? Sie wagte nicht, ihm in's Gesicht zu sehen, um die Bewegung ihres Innern nicht zu verrathen, starr blickte sie auf ihr Nähzeug hernieder und gab sich den Anschein, das Eintreten ihres Vaters zu überhören.

„Gesine,“ sprach jetzt der Kapitän, „Du hast nicht Unrecht gehabt, wenn man diesen Menschen sieht, so handelt man anders als mit Anderen — der Mann sieht gut und sehr intelligent aus. Ich habe ihn für mein neues Schiff als Hülfsmann erworben, obwohl er nicht Seemann ist — der Mann wird in vierzehn Tagen mit mir nach Hamburg gehen, bis dahin kann er sich im Garten und auf dem neuen Schiff beschäftigen und soll sich pflegen.“

Diese Worte fielen wie ein Blitz des Glückes in Gesines Seele, ihre Hände zitterten noch stärker, jedoch nicht vor Zagen und Bangigkeit. Sie war in diesem Moment nur eines Gedankens fähig, dieser Mann sollte nicht sofort in die weite Welt, wo sie ihn vielleicht nie mehr wieder sah, nicht sofort wieder in Noth und Elend hinausgestoßen werden. Dann überkam sie jedoch plötzlich eine eigenthümliche Angst und Besorgniß. Weshalb nahm ihr Vater diesen im wirklichen Sinne des Wortes von der Landstraße aufgelesenen Mann, der das Seegewerbe nicht verstand, auf sein Schiff?

Milthätigkeit und Erbarmen konnten sicher nicht die Triebfedern hierbei sein, denn Gesine hatte nur zu oft erfahren, daß der Kapitän hart war und sein Vortheil stets sein höchstes Gesetz. Was hatte ihr Vater mit diesem Mann vor, weshalb miethete er für sein Schiff nicht einen Seemann, von denen er in der Stadt ihm bekannte und tüchtige sicher mehr als genug fand. Diese Gedanken folgten sich blitzschnell in ihrem Kopfe und dieß muß auch ihr Blick, mit welchem sie jetzt zu ihrem Vater aufschaute, ausgesprochen haben, denn der Kapitän sagte, gewissermaßen als ob er sein Thun entschuldigen wollte:

„Der Mann wird billiger sein und weniger Ansprüche machen, als unser verwöhntes Volk, seine Intelligenz bald seine Unkenntniß ausgleichen.“

„Der Mann soll hier bleiben?“ frug endlich Gesine, eigentlich nur um etwas zu sagen.

„Ja, er ist noch zu schwach, um auf dem Schiff zu arbeiten, das in zwei Wochen seefertig sein wird. Was kann ihn vorläufig im Garten beschäftigen oder Du ihm im Hause zu thun geben, er wird sich bescheiden auführen. Uebrigens,“ fuhr der Kapitän fort, „erwarte mich zu Mittag nicht. Das neue Schiff kommt heute von Delfshaven, ich muß auf's Zeeantoor, wo noch hundert Höflichkeit zu besorgen sind — Eintragen in die Bücher, Versicherung, Charterung neuer Ladung u. s. w. Gegen Abend hoffe ich jedoch zeitig wieder zu Hause zu sein.“ So sprechend nahm der Kapitän seine Papiere vom Tisch zusammen, rief Klas zu, in das Boot am Kanal zu gehen, und bald schritt der Kapitän den Fußpfad zum Wasser hin, wo er in die Jolle stieg und sich von Klas den Kanal hinab bis zum Fährschiff, das ihn über die Maas fahren sollte, rudern ließ.

Gesine blieb ihren Gedanken überlassen. — Sie nahm wieder am Nähtisch Platz, aber das Nähen unterblieb wieder. — Gedankenvoll schaute sie zum Fenster hinaus, wo in der Ferne sich der bräunliche Rauch der Dampfer, welche an dem großartigsten Ankerplatz Rotterdams, an dem Bompjes lagen, mit dem lachenden Frühgold und dem zarten Himmelblau des nordischen Semmermorgens mischte und die seltsam gestalteten Thürme, Nischenkränze und die thurmartig über die Häuser ragenden Windmühlen der Stadt bald verdeckte, bald, als würde durch Geisterhände ein Schleier weggezogen, zauberhaft klar schauen ließ.

Gesine sah jedoch von diesem wunderbaren Anblicke nichts. — Ihr Geist war mit ganz anderen Dingen beschäftigt, ihre Gedanken umflatterten wie scheue, fürchtame Tauben den Fremden und sie legte sich schwer zu beantwortende Fragen vor. „Warum,“ fragte sie sich, „höft mir dieser Mann, von dem ich nichts weiß, als daß er wie ein Bagabund hieherkam, ein solches Interesse ein — warum bebt mein Herz, wenn ich an ihn denke, weshalb empfinde ich es wie ein Weh, sobald ich mir vorstelle, daß er mit dem Vater von hier fort soll? — Der Mann ist sicherlich kein gewöhnlicher Arbeiter, sein Aussehen, seine Züge sind hervorragend, edel und fein, der Ausdruck seiner Augen wundersam tief, melancholisch, geistig leuchtend, sie haben nichts von der trivialen Art sonstiger Arbeiter. Aber dennoch, woher kommt mir dieses tiefe Mitgefühl mit einem Bettler?“ — Rosein's Eintritt unterbrach das Grübeln.

„Herrje, Fräulein!“ rief die Jungfer fröhlich, „wer hätte gedacht, daß dieß so glücklich ablief? — Nun soll er sogar hier bleiben, sagt Klas, der Herr habe ihm befohlen, er solle ihm Gartenarbeit geben, und in's Schiff will ihn der Kapitän nehmen! Ach, solch ein feiner, schöner Mensch in's Schiff! Wenn der schön angezogen wird, ist's ein Püppchen für eine Prinzessin, — den sollte man im Haus zum Herzen und Küssen haben.“

Gesine wurde roth.

„Du entwickelst da schöne Grundsätze, Rosein. — Wer hat Dich das gelehrt — Klas?“

Jetzt kam das Rothwerden an die Jungfer.

„Gott bewahre mich,“ rief sie, erschreckt abwehrend und wie entsetzt. „Ich mache mir aus dem ganzen Männervolke nichts — ob da ein Engel vor mir stünde oder ein Stein, mir wär's haargleich — aber Fräulein, dieser Mensch ist ein Bild, ein Museumsbild, und davon darf man schon so reden.“

„Ein Bild, das leibt und lebt, Rosein, und nicht als ein gemaltes Stück Leinwand im kalten Bildersaal in der Stadt hängt!“ warf Gesine ein.

„D, der Mensch thut gerade so, als ob er nur gemalt wäre, — er sieht Einen ja gar nicht an, er spricht mit Einem kein Wort — und spricht holländisch und kann so reden wie wir, und als ich ihn fragte, wo er her wäre und wohin er wollte und wie es ihm so schlecht gegangen — habe ich ihm kaum drei Worte aus den Lippen gezogen. Diamantschneider, sagte er, daß er wäre, und nach Rotterdam gehen, Arbeit suchen habe er gewollt — dann nahm er ein kleines Buch aus der Tasche und fing darin an zu lesen, wie wenn ich gar nicht da wäre.“

„Das war allerdings nicht sehr galant,“ — flocht Gesine lächelnd ein.

„Nein, es war unhöflich!“ rief ganz entrüstet Rosein. „Unseries ist doch auch ein Mensch, wenn wir auch keine Kapitänfräulein sind, und er hat ja nichts, rein gar nichts. — Aber Fräuleinchen, da kommt er mit seinem Buch in den Garten, — ein Bettler und ein Buch lesen. Da ist auch Klas, nun wird er Blumenstöcke umsetzen müssen.“

„Rosein, es wäre auch für uns besser, wenn wir mit Nüchternem uns beschäftigten, als den fremden Mann zu beobachten,“ schnitt Gesine die Klauerei ihrer Jose ab, und während nun Gesine ihre Näharbeit wieder aufnahm, machte sich Rosein daran, im Beudeit ihrer Herrin die Gardinen abzutäuben.

Es war gegen Mittag, als Gesine, wie sie das pflegte, in den Garten hinaustrat, um sich dort etwas zu ergehen. Eine Begegnung mit ihrem Schützling fand sich da von selbst.

Gesine kam in die Nähe des Gewächshauses und der junge Mann, welcher eben beschäftigt war, Keilen umzusetzen, erhob sich grüßend von seiner Arbeit.

„Ich muß dem gnädigen Fräulein meinen tiefsten Dank aussprechen, denn, wie ich jetzt erfahren, waren es das Fräulein, die mir das Leben gerettet.“

So sprach der junge Mann, sich verneigend.

Gesine fühlte sich weniger von den Worten, als durch den weichen Ton bewegt, in welchem der Fremde sprach.

„Nun, ich bin zufrieden, daß Sie so schnell sich erholen haben,“ zwang sie sich in einem leichteren Gesprächston zu antworten. — „Mein Vater hat mir gesagt, daß Sie ei Zeit bei uns bleiben werden — dann mit ihm zu Sch gehen wollen. Sie sind, wie ich gehört habe, kein Seemann, sondern Diamantschneider. — Wie kommen Sie in dieß schreckliche Lage?“ forschte Gesine.

„Ich wollte, wie ich das schon unzähligmal gethan, einen schönen Diamanten mit dem kleinen Stahlweißel nach seiner Krystallrichtung spalten,“ gab der junge Mann zur Antwort. — „dieß ist nöthig, damit man die Schleiffläche erhält. Sieben Stücke waren schon abgesprengt — der Weißel glitt schief — und der Diamant wurde so fast in zwei Hälften getheilt, wodurch er mehr als zwei Dritteltheile seines ganzen Werthes einbüßte. — Man behielt mir meinen Gehalt als Entschädigung zurück und entließ mich sofort.“

„Das ist Unglück!“ sagte Gesine theilnahmenvoll. „Könnten Sie hier oder in Antwerpen, wo es ja auch große Diamantschleifereien gibt, nicht ein Unterkommen finden?“ — frug sie.

„Schwerlich, Fräulein. Ihr Herr Vater hat nur zu sehr Recht. — Man würde dort nachfragen: Wo sind Sie früher gewesen, würde sich erkundigen und keine Offizin dürfte mir mehr einen werthvollen Stein anvertrauen.“

„Das ist bitter,“ sprach Gesine. „Nun, lieben Sie denn die See?“ fügte sie fragend hinzu.

„Ich kenne das Seegewerbe wenig. Das Meer liebe ich, es ist ernst und erhaben.“

„Aber auch furchtbar, unerbittlich, erbarmungslos!“ warf Gesine ein.

„Kaum mehr als die Menschen,“ sagte fast wie für sich der junge Mann.

„Sie haben scheint's schlimme Erfahrungen gemacht,“ sehte Gesine, dem Mann in sein schönes Antlitz schauend, das Gespräch fort.

„Ich bin eine Waise, Fräulein, — ich kenne meine Eltern nicht, ich ward in frühesten Jugend nach Paris hin verschlagen, woher, weiß ich nicht, und ich befand mich auf der Straße und froh und hungerte; ich verlebte eine bittere, freudenlose Jugend, aber ich verkam nicht in Schmutz und Elend; ich machte es möglich, einen Beruf zu erlernen, ich arbeitete rastlos, mir Kenntnisse zu verschaffen. Mein Gewerbe ernährte mich, bis ich das Unglück hier in Holland hatte.“

Das Fräulein hatte aufmerksam zugehört.

„Und jetzt wollen Sie auf der See bleiben?“ frug sie zweifelnd und in einem Ton, als ob sie dem Fremden ab-rathen möchte.

Der junge Mann, Sivers hieß er, wie wir wissen, blickte das Fräulein an und Gesine senkte erröthend die Augen.

„Was soll ich thun, mein Fräulein? Ihr Herr Vater bet mir, dem Ertrinkenden, einen Strohhalm und ich griff darnach — ob ich auf der See bleibe, wer weiß das?“ fuhr Paul Sivers fort. „Wenn es mir gefiele und ich Tüchtigkeit darin erlange, warum nicht?“

„Ihr Bildungsgrad scheint jedoch zu etwas Höherem, als nur auf Matrosendienst hinzuweisen, zudem fangen Sie spät an,“ ließ Gesine sich vernehmen und ihre Stimme verrieth, welchen Antheil sie an dem ferneren Schicksale dieses Mannes nehme.

Der junge Mann merkte das und seine Ehrerbietung und seine Zuneigung für diese freundliche, warmherzige Dame wuchs.

„Ich füge mich vorerst in das Müssen,“ antwortete er, „lieber den Boden eines Schiffes, zu dem man gehört, unter den Füßen, als nicht einmal das Recht zu haben, die Kieselsteine der herrenlosen Landstraße treten zu dürfen — denn so ist dem völlig Mittellosen zu Muth, Fräulein.“

„Sie lasen so fleißig heute Morgen in einem Buch, sagte mir mein Kammermädchen,“ warf Gesine scheinbar ganz absichtslos ein. „Hatte das solchen Werth für Sie, daß Sie es nicht verkaufen wollten? Es hätte Sie doch vielleicht, bis Sie in der Stadt waren, vor dem Verhungern geschützt.“

„Das Buch war eine kleine spanische Grammatik, man wollte es mir nirgends abkaufen,“ gab der junge Mann Auskunft.

„Wenn Sie Bücher wünschen, ich besitze deren gute,“ — sprach Gesine jetzt und über ihr Gesicht flog ein fröhlich resignirter Hauch. — „Sie brauchen nur den Wunsch kundzugeben. — Sie können sich den Bücherschrank, — mein Mädchen Rosein wird Ihnen diesen zeigen — gelegentlich einmal ansehen.“

Gesine fühlte, daß sie, ohne die Aufmerksamkeit der Dienerschaft zu erregen, die Unterhaltung, die sie doch so sehr anzog, nicht weiter ausdehnen dürfe, und verabschiedete sich mit einer Verbeugung, welche sie unwillkürlich vor diesem „Landstreicher“ machte, von dem jungen Manne — dieser erwiderte ehrerbietig den Gruß und wandte sich dann wieder seiner Arbeit zu.

Gesine aber wandelte nicht mehr in dem Garten umher, sie begab sich in einer seltsam befangenen Stimmung in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Die internationale Fischereiausstellung in Berlin.

(Bild S. 28 und 32.)

Die internationale Fischereiausstellung, welche jüngst in Berlin stattfand, hat vor ihrer Eröffnung wenig von sich reden gemacht, um so größer war das Interesse und das Aufsehen, welche allmählig an die Stelle der Achtlosigkeit traten. Diese Ausstellung zeigte sich als eine der interessantesten, eigenartigsten und reichhaltigsten, welche in neuerer Zeit stattgefunden; sie bewies, daß die Fischerei, neben der Jagd das älteste Gewerbe der Menschheit, eine außerordentliche Vervollkommnung erfahren, zugleich gab sie ein sprechendes Bild für die verschiedenen Landeseigenthümlichkeiten und den Grad des Scharfsinns von deren Bewohner. Sie umfaßte nicht allein die Fischereigeräthschaften von den Eismeeren Grönlands bis zu den tropischen Ozeanen, sondern gab auch zugleich eine Ausstellung der eigenthümlichen Fischarten und der Zubereitung, Räucherung, Salzung und sonstiger Verarbeitung der Beute aus den Fluten, den Flüssen, Seen und Meeren, einen Ueberblick über den großartigen, sich über die ganze Erde erstreckenden Handel, welcher durch den Fischfang getrieben wird.

Unsere Illustration führt hier charakteristische Geräte und Typen aus der Fischereiausstellung, die bezeichnend sind für das Land und Volk, welches sie anwendet, zu einem Gesamtbilde vereinigt vor. Da erblicken wir zunächst den Grönländer, in seinem Kajak das arktische Meer befahrend. Das nur für einen Mann berechnete Boot besteht aus Seehundsfell und ist im Stande, die schnellste Robbe einzuholen. In der Handhabung des langen Fahrzeuges, bei welchem die Herstellung des Gleichgewichts im wahren Sinne des Wortes eine Lebensfrage ist, entwickeln die nordischen Völker eine bedeutende Geschicklichkeit. Im Berliner zoologischen Garten produzierte sich vor einiger Zeit ein Estimo, der das Kunststück fertig brachte, sich im Wasser mit dem Kajak zu überschlagen. Die Fischereigeräthschaften der Indianer Nordamerikas ähneln denen aller uncivilisirten Völker, resp. den Pfahlbauten, und bestätigen den für die ethnographische Wissenschaft wichtigen Satz, daß Menschen verschiedener Rassen und Zonen zur Erreichung eines gleichen Zweckes dieselben Mittel anwenden.

Wie einige lebensgroße Modelle erläutern, hat sich bei den amerikanischen sportlustigen Gentlemen ein Fischertöskium entwickelt, das bei dem anerkannten praktischen Sinn jener Nation allen nur denkbaren Forderungen entspricht. Großes Interesse erweckt die Jaganda, das brasilianische Fischerschiff, der Küstenschiff fährt in der Provinz Pernambuco dienend. Es trägt Osen und Pflanze, Wasserfaß, Schußwaffe, Segel, verschiedene Gefäße, Schwertfisch und seltsamerweise Knäpfe, um Fische zu tödten. Trotz der ursprünglichen Bauart des Fahrzeuges wagen sich die Fischer bis auf die hohe See, wo sie von fremden Schiffen nicht selten für Schiffsbrüchige gehalten werden. Hinsichtlich der Seetüchtigkeit und Sicherheit kann sich das bekannte Kanoe der nordamerikanischen Indianer nicht mit der Jaganda messen.

Der übrige Theil unserer Abbildung führt unsere Phantasie nach Asien. Die Gruppe China zeichnet sich auf der Ausstellung durch eine gewisse Farbenbuntheit aus. An den Wänden finden sich Abbildungen von Fischen und Vögeln, große Landschaften mit arbeitenden Menschen versehen uns in das lebendigste Volks- und Fischerleben, das durch die im Original an den Decken hängenden Flaggen der verschiedenen Fischergilden einen besondern Reiz enthält.

Die Spruchtafeln, enthaltend Gebete und weise Lehren, stammen aus dem Tempeln der Fischerinnungen, ein Beweis, welche hohe Bedeutung dem Fischfang beigelegt wird. Jede Gilde hat ihren eigenen Tempel, der gewöhnlich der Göttin Kuan Yin oder Tien Hou geweiht ist. In demselben befindet sich eine Bühne, dergleichen Gast- und Versammlungszimmer; Modelle von Fischern, Speisen für den angebotenen Unterhalt der Götter werden häufig auf dem Altar niedergelegt. Das charakteristische Wahrzeichen chinesischer Fischerei ist die Dschunke. Was schon im vierzehnten Jahrhundert der Mönch Dhoric von Bordenone beobachtete, hat heute noch volle Gültigkeit; die Fahrzeuge werden mit einer Mischung von Ralf und Holzöl, welches aus den giftigen Samenfrüchten der Dryandra cordifolia gewonnen wird, zum Schutz gegen Fäulniß und Wärmere bestrichen und lassen die schneeweiße Farbe weithin erkennen.

Ueber das Fischen mit dem Kormoran, der Scharbe, welche die Fische fangen, möge nur erwähnt werden, daß die Vögel durch einen um den Hals gelegten Hanfstrang an dem Verschlingen ihrer Beute gehindert werden. Zu den wunderbaren Thierformen, Eintierfisch, Meerspinne, dem größten aller Krebs, und Meerengel, gefüllt sich auf unserer Abbildung die „grusliche Ungeheuer“ des Hammerhais (Zigana malleus), welcher eine Länge von drei bis vier Metern und ein Gewicht von 200 bis 300 Kilogramm erreicht. Der letzte Theil der Abbildung zeigt uns einige charakteristische Typen aus der indischen Fischerei, die auf der Ausstellung vielfach im Original vertreten war. Eine niedrige Kulturstufe verrathen die Neusen aus Banca (Insel bei Sumatra) und das Boot mit den beiden Auslegern aus Macassar (Südspitze von Celebes). Das Königreich Annam (Ostküste von Hinterindien) sandte einige Modelle von Fischerbooten (Geh-Ka) mit Holzankern und gemalten Augen, ohne welche das Fahrzeug nach Meinung der Eingeborenen nicht sehen, also auch nicht schwimmen kann. Zuletzt sei auf das Fischerhaus in Singapur (Südspitze von Malakka, Hinterindien) aufmerksam gemacht, das eine gewisse Ähnlichkeit mit den Urbauten in den Schweizerseen hat.

Unser zweites Bild wird genügend erklärt durch die Unterschriften. Es gibt eine furchtbare Anschauung von dem Leben, dem Kampf um's Dasein tief unten im Wasser, namentlich der japanesischen Meerlutten. Es zeigt uns einen Korallentaucher, der von einem Riesentintenfisch angegriffen wird. Wir glauben kaum, daß er, auch noch so schnell emporgesogen, lebend aus der Umhüllung dieses weichen, fast schleimigen Ungeheuers wird befreit werden können.

Sinnspruch.

Irdisches Gefäß hat nichts mehr, ist kein Raum erfüllt; aber es faßt der Geist, je mehr er empfängt, stets mehr.

Albumblatt.

Vor einem Waldkirchhose.

Von Karl Mayer.

(Bild S. 32.)

Ein altumzäunter Todtengarten,
Wo Juden der Erweckung warten,
Liegt einsam hier, von Wald umgeben.
Mir war dieß Völkchen fremd im Leben;
Hebräisch spricht die Grabsteinschaar,
Das stets mir unverständlich war.

Doch diese Einsamkeit so schaurig,
Der Wald so dunkelgrün und traurig,
Macht meine Stimmung menschlich weicher,
Mir diese Todten brudergleicher,
Und klagend stimm' ich überein
Mit all' dem fremden Klagestein.

Hier speiste Goethe.

Historische Novelle

von

Karl Neumann-Strela.

(Nachdruck verboten.)

Weit und breit um das Schloß Dornburg, das sich am linken Ufer der Saale zwischen Jena und Ramburg erhebt, blühten die Rosen. Die Sonne glänzte, weiße Tauben flogen in langen Zügen durch die blaue Luft, und unten im Thale rauschte und schäumte der Fluß.

Vor hundert Jahren kamen zwei Reiter den Schloßberg herauf. Der eine, ein kleiner, beleibter Herr, hatte einen Schnürrock und Stulpenstiefel an, während der andere, eine große, schlankte Gestalt, einen Leibrock, eine gelbe Weste, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe trug.

Niemlich auf der Höhe des Berges, wo der noch junge Baumwuchs einen Blick in die Ferne gewährte, hielten die Reiter an. Die Freude über das liebliche Landschaftsbild prägte sich auf ihrem Antlitz aus, und während sich der Herr im Schnürrock ein wenig im Sattel hob, rief er seinem Begleiter zu:

„Nun, Wolfgang Goethe, sagte ich Dir zu viel, als ich Dir die Lage von Dornburg beschrieb? Kannst Du leugnen, daß dieses Schloß weit schöner als meine übrigen Lustschlösser liegt? Belvedere, Eitersburg und Tiefurt lassen sich mit Dornburg doch nicht vergleichen? Ich hoffe, es wird Dir lieb sein, daß ich einen kurzen Aufenthalt hier oben in Vorschlag brachte, und wenn Du einverstanden bist, reiten wir vor acht Tagen nicht wieder ab.“

„Ich danke Dir, Karl, für Deinen Wunsch, Dich auf diese Höhe zu begleiten. Glücklichster Herzog Karl August von Weimar, der diese Stätte sein eigen nennt! Den ganzen Sommer möchte ich in dieser Gegend bleiben, die mich lebhaft an das Mainufer erinnert.“

„En avant,“ rief der Herzog, „halten wir uns nicht länger auf. Mein alter Schloßweg, dem ich gestern einen Reiten schickte, wird uns schon erwarten. Ich hoffe, daß der Küchenvagen, der über Ramburg fahren sollte, vor uns eingetroffen ist, sonst müßten wir etwas hungern und dursten müssen, denn das Essen des Begtes, das ich früher einmal versuchte, schmeckt mir nicht.“

Sie ritten die letzte Strecke hinan, hielten vor dem Portal und sprangen schon ab, bevor sich der Bogt von der Bank erhob. Er war ein Greis mit schneeweißen Haaren und hielt die zitternden Hände auf einen Stock gestützt.

„Bleib' sitzen, Alter,“ sagte der Herzog, „wir kommen schon zurecht. Du hast genug in Deinem Leben gestanden, ruhe Dich aus. — Der Küchenvagen und die Diener da? Gut, dann hat's keine Noth, wir brauchen Dich nicht. Bleib' auf Deiner Bank und sonne Dich. — Diesen Herrn kennst Du nicht, er war noch nicht da. — Es ist Herr Rath Goethe, der im vorigen Jahre aus Frankfurt kam. . . Jetzt hat uns einer der Diener bemerkt, wie ein Hüllen springt er über den Rasenplatz. — He, Robert, besser aufgepaßt, bring' die Pferde in den Stall.“

Dann kam auch der andere Diener athemlos herbei. Karl August drohte ihm lächelnd mit dem Finger, trat in die Halle und stieg mit Goethe die steinerne Wendeltreppe zu den Gemächern im zweiten Stockwerk hinauf. In der Küche packte schon der Koch, der gleich den Dienern im Wagen gekommen war, die Kisten und Körbe aus. Bald prasselte ein Feuer auf dem Herde, und da der Braten, der in Weimar bereitet war, nur gewärmt zu werden brauchte, so wurde den Herren bald der Tisch gedeckt. Sie nahmen das Essen im Eckzimmer ein und tranken eine Flasche Neuenburger.

Der Herzog verlangte seine Pfeife, sah zum Fenster hinaus, labte sich am Rosenduft und forderte den Freund zu einem Gange durch den Garten auf.

An Obstbäumen und Weinspalieren vorüber, schritten sie Arm in Arm über die Terrassen. Vor dieser und jener Bildsäule, die schon der Großvater des Fürsten, Herzog Ernst August, errichten ließ, blieben sie lachend stehen. Da war ein Amor, der einem Nischfack gleich, und dort eine

Venus mit hohen Schultern und großen Ohren. Goethe konnte sich nicht enthalten, auf diese häßlichen Götter beschäufte Verse aus dem Stegreif zu machen. Sie gingen bis an den Rand des Felsens und schauten in's Thal, über Berge, Felder und Wälder, über Dörfer und den Fluß, in dem sich in der Ferne die Thürme von Jena spiegelten. Der Herzog schlug vor, am nächsten Morgen in der Saale Fische zu angeln und dieselben zum Scherz an seine Gemahlin in Weimar zu senden. Da aber dann Goethe, nach seiner Gewohnheit, einen Ausgang allein unternehmen wollte, so schob der Herzog das Angeln auf den Nachmittag auf.

Er kannte die Neigung des Freundes, im Morgenland; allein und planlos in's Freie zu wandern. Goethe hielt dann Zwiesprache mit der Natur und fühlte sich Gott näher, wie er einst an Merl in Darmstadt schrieb. Kaum hatte er am nächsten Morgen mit dem Herzog das Frühstück genossen, so griff er zum Hute, eilte den Berg hinab, an den Fluß, über die Brücke und in den Wald. Gleich am Rande desselben stand eine Knüppelbank, auf die er sich setzte. Dort blieb er lange, das Auge bald zum Schlosse, bald zu den Dorfsthürmen erhoben, dem Singen der Vögel lauschend, in Gedanken vertieft. . . Ein Thurm in der Nähe, der mächtige Eichen überragte, fiel ihm auf. Das Dorf, zu dem der Thurm gehörte, war vielleicht eine halbe Stunde vom Walde entfernt. Ein wenig wollte der Dichter auf der Bank noch rasten und dann seine Schritte nach dem Dorfe lenken, wo gewiß ein Glas Milch oder Bier zu bekommen war.

Im Wirthshause neben der Kirche schenkte dort Jakob Müller das Lichtenhainer Bier. In diesem Augenblick zog ein schwarzes Gewitter in der Stube auf, denn die Wirthin hielt ihren Mann bei den Schultern, schüttelte ihn und schrie:

„Ich will es aber nicht! Ich bin die Mutter und will es nicht! Lise soll den Burschen nicht bekommen! Schon zehnmal habe ich ihn aus dem Garten geschickt und immer ist er wieder da! Aber das kommt davon, weil Du ihm und ihr die Stange hältst, und ich sage Dir, ich muß mich ärgern, bis ich im Grabe liege!“

„Sei doch vernünftig, hörre nicht so, laß mich los!“ Er suchte sich aus ihren Händen zu befreien. „Ich sehe nicht ein, weshalb Du gegen den Burschen bist. Soll Lise warten, bis ein Prinz um sie freit? Fröh ist ein kräftiger Mensch, der arbeiten wird, er ist ihr von Herzen gut.“

Nur noch berber faßte sie ihn an und stieß mit dem Fuße auf.

„Was hat er hier zu suchen? Er soll in Grobheringen bleiben, da gehört er hin. Da sind Mädchen genug, um die er werben kann, und meinetwegen mag er die Tochter vom Schulzen nehmen, aber Lise kriegt er nicht. Daß Du mir nicht länger mit ihnen unter einer Decke steckst! Wenn ich ihn noch einmal hinten im Garten finde, so wirfst Du 'was erleben, ich sage es Dir!“

„Frau, die Hände fort, oder ich vergesse mich!“ Mit einem kräftigen Ruck gelang es ihm, aus ihrer Gewalt zu kommen. Er sprang fast um den Tisch und eilte zum Fenster, wo er stehen blieb. „Wie ist es nur möglich, daß Du solch' eine Mutter bist! Das Mädchen weint sich blind und es rührt Dich nicht! Sie hat ihn doch einmal lieb, aber Du bist hart wie das Weib in der schönen Geschichte, die uns neulich der Küster erzählte.“

„Das Blindweinen ist nur ein Märchen, das ist nicht ernst gemeint. Damit laß ich mich nicht in's Beckhorn jagen. Lise wird es mir noch einst danken, wenn sie erst mehr Einsehen kriegt, daß ich diese Heirath nicht zugeben will, und damit brechen wir ab.“

Sie setzte sich hinter das Spinnrad und begann zu spinnen, aber der Faden bebte in ihrer Hand. Er trat an die Thür und wollte die Kreidestriche zählen, aber der Aerger hatte ihm den Kopf geröthet, es flimmerte ihm vor dem Blick. Sollte sie denn wieder das letzte Wort behalten? Er wollte ihr zeigen, wer Herr im Hause war. Dicht trat er vor sie, kreuzte die Arme und rief ihr höhnißch zu:

„Also auf einen Prinzen willst Du warten? Oder soll Lise den Fröh nicht bekommen, weil er nicht aus Ratschhausen, sondern aus Grobheringen ist?“

Da fiel das Spinnrad um und traf ihn auf den Fuß. Sie sprang auf, und da er ihre Hände nicht wieder fassen mochte, zog er sich schleunigst hinter den Tisch zurück. Sie kam ihm aber nach, stemmte die Arme in die Seiten, bog sich vor und schrie ihn an:

„Herr Gott und Vater, fängst Du doch wieder an! Der Fröh ist mir nicht gut genug und damit bin ich fertig! So Einen bekommt das Mädchen alle Tage, denn jeder Bauer in unserem Dorfe, der heirathen will, nimmt sie gar zu gern.“

„Also aus dieser Ecke pfeift der Wind? Nicht gut genug! Soll also der Prinz aus dem Pfefferlande kommen? Heda, Frau Wirthin, wo haben wir denn den Hochmuth her? Als ob wir 'was Besseres als Bauern wären! Ich pflüge mein Stückchen Acker, bebaue mein bischen Feld und darf daneben den Auschank besorgen, was ich dem Herzog zu danken habe.“

Sie preßte die Hände jetzt fest auf den Tisch.

„Ich muß mich noch über Dich ärgern, bis ich im Grabe liege! Mußt Du denn immer das letzte Wort behalten? Aus der Heirath wird nichts, abgemacht! Dein ewiges Brummen, Dein ewiges Ranken und Streiten bringt



FISCHSPEERE D. TSCHUTSCHY-INDIEN

WALFISCH-HARPUNE

FISCHSPEERE

GRASSAMAQUODDI-INDIANER

FISCHEREI-GERÄTHSCHAFTEN

DER INDIANER NORD-AML.

JAPAN

FISCHERFAHNEN

CHINA

Vereingte Sta. ANGERANZUG

FANG DER JWA STI (HERINGSART)

GROSSES FISCHER-BOOT

BOOT

SCHWAMMESCHEREI

FISCHFANG MIT CORMORANEN

FISCHEN MIT D. WURFNETZ

SCHLEPPNETZ

INDIANER N. AMT

FISCHER AUS CHUSAN

JANGADA, FISCHERFLOSS IN DER PROVINZ PERNAMBUCO (BRASILIEN) ZUR KÜSTENSCHIFFART ÜBERLICH.

INDIANER N. AMT

FISCHERDORF AUF D. INSEL BANKA

INDIANER N. AMT

FISCHER AUS BURKENBURKE

PRUKO LER

MARASAR (GEBIRGE)

BALOLANG, FISCHER-BOOT MIT 2 AUSLIEGERN

HÄMTERHAUS

MEERENGESEL AUF BANKA

FISCHERHAUS MIT GERÜST ZUM TROCKNEN DER NETZE AUF DER INSEL SINGAPORE

JANAM

CEHKA-BOOT ZUM AUFBEWAHREN D. FISCHER

REUSENGESTELL MIT SENKNETZ AUF BANKA



Frühling. (S. 34.)

Nach dem Gemälde von D. Plodhorst. (Kopie der Stahlstichprämie dieses Jahrgangs.)

mich sicher um! . . . Ja, ich gehe schon, das wirst Du gleich sehen," fuhr sie grimmig fort, als sie in seinen Mienen zu lesen glaubte, daß ihm ihre Entfernung willkommen sei. "Du nanntest den Herzog und hast mich damit auf den richtigen Weg gebracht. Er wollte nach Dornburg kommen, er hat einen Boten geschickt und wird jetzt eingetroffen sein. Ich gehe zum Herzog und bitte ihn, daß er den Fritz auf den Schub bringen läßt. Marsch mit ihm nach Großheringen zurück, wo er hingehört, und wenn er sich in Raschhausen noch weiter blicken läßt, so wird es ihm schlimm ergehen. . . Das soll der Herzog ihm sagen, darum bitte ich ihn, und glaube nur nicht, daß ich mich fürchte. Ich will mit dem Herzog schon fertig werden, ich gehe auf dem Fleck. Der Bursche soll mir nicht mehr in den Garten kommen, und wenn ihn Lise nicht mehr zu sehen kriegt, ist die Liebchaft am ersten aus. Dein Brummen, Zanken und Streiten ist dann auch vorbei. Ich will Ruhe im Hause, diesen Kerger hab' ich gründlich satt!"

"Bist Du von Sinnen? Damit willst Du dem Herzog kommen?"

Er wollte sie hindern, die Stube zu verlassen, doch hatte sie schon ein Tuch über den Kopf geworfen und schlüpfte an ihm vorbei zur Thüre hinaus. Gleich hinter dem Dorfe, wo der Weg durch Kornfelder führte, kam ihr ein Herr entgegen, den sie nicht kannte. Seine Kleidung ließ auf einen Hofherrn schließen, der den Fürsten in diese Gegend begleitet hatte. Sie blieb stehen und grüßte ihn, als sie sich trafen; er erwiderte ihren Gruß, indem er nicht und an den Rand seines Hutes griff. Es war Goethe, der die Bank am Walde inzwischen verlassen hatte und jetzt nach dem Dorfe ging, um sich durch einen Trunk zu erquicken. Spielende Kinder zeigten ihm den Weg zur Schenke, und als er in's Zimmer trat, sah er sich ganz allein.

"Geda, Wirtschaft, eine Kanne Bier!"

Er mußte zweimal rufen, ehe ihn Lise in ihrer Kammer hörte. Es wurde ihr schwer, jetzt einen Gast zu bedienen, aber der Vater war auf den Acker gegangen, und deshalb mußte sie das Bier überbringen. Sie nahm ihre Schürze und trocknete sich die Augen, füllte einen Krug, kam grüßend in die Stube und rückte einen Stuhl an den Tisch zunächst der Wand.

Goethe ließ sich nieder, und da das Mädchen glaubte, daß ihm auch ein Imbiß gefällig sei, so brachte sie ihm Käse und Brod. Er dankte ihr, fragte nach dem Namen des Dorfes und hörte, daß es Raschhausen hieß. Ihre leise, umflorte Stimme fiel ihm auf, und ihr fester in die Augen blickend, bemerkte er, daß sie geweint. Er fragte nach dem Grunde ihrer Thränen, aber sie wandte sich ab und zögerte, ihm ihren Kummer zu bekennen. Das hübsche Mädchen that ihm leid, er fragte sie wieder und so herzlich, daß sie ihn jetzt ansah und näher zum Tische trat. Er hatte so große und gute Augen. Er hatte ein so offenes und ehrliches Gesicht. Aus Neugierde fragte er sicher nicht, in seinem Blick war Theilnahme und Mitleid. Es würde ihr wohlthun, sich einmal gründlich auszusprechen, ihren Kummer einem Fremden zu offenbaren. Sie sah ihn noch einmal an, sein Blick war gütig und liebevoll; da war er ihr schon kein Fremder mehr.

Erst leise und zögernd, als ob ihr die Worte nur schwer über die Lippen glitten, sprach sie von Fritz aus Großheringen, der ihr Liebster sei. An der Gartenthür kämen sie zuweilen zusammen, und dem Vater wäre er recht, während ihn die Mutter nicht leiden könnte. Sie hätten sich aber doch lieb, und ihre Liebe schildern, sprach sie lauter, wärmer und schneller, gleichsam aus dem Herzen heraus. Ihr armer Vater hätte fast keine ruhige Stunde mehr, denn die Mutter sei bitterböse auf ihn, weil er dem Fritz die Stange hielt. Erst vorhin sei es wieder zum Streit zwischen den Eltern gekommen, in ihrer Kammer hätte sie Alles gehört. Aber das Schlimmste käme noch nach. Die Mutter wäre jetzt nämlich zum Herzog gegangen, um ihn zu bitten, daß Fritz Raschhausen verlassen sollte. Wenn er sich noch ferner hier blicken ließe, möchte ihn der Fürst nach Großheringen bringen lassen; das wollte die Mutter in Dornburg erbitten. . . Jedes Wort hätte sie in der Kammer gehört, es sei ihr jedesmal wie ein Stich in's Herz gegangen. Da hätte sie bitterlich weinen müssen, denn der Flurschütz schwebte ihr schon vor, der Fritz auf Befehl des Herzogs aus dem Dorfe weisen und nach Großheringen bringen würde.

Wieder brach sie darüber in Thränen aus und Goethe, ihre Hand ergreifend, sprach ihr Trost und Hoffnung zu. Er konnte sich denken, daß die Frau, die er auf dem Wege getroffen hatte, die Mutter war. Was sollte er dem Mädchen noch weiter sagen? Es schien ihm besser, mit dem Herzog über ihren Kummer zu reden. Er erhob sich und legte ein Geldstück auf den Tisch. In seinem Mitleid mit dem Mädchen hatte er die Speise kaum berührt. Wieder reichte er ihr die Hand und ging, und als sie ihm nachsah, glaubte sie statt des Fremden einen Freund zu sehen, der ihre Trauer in Jubel verwandeln würde. . .

Der Fürst stand schon am Rande des Felsens und blickte nach Goethe aus. Seine Unterredung mit der Frau Müller war nur kurz gewesen. Als sie den Schloßvogt nach dem Herzog fragte, wurde sie in den Garten gewiesen; der Diener führte sie nach einer Laube, wo der Gebieter im Schaukelstuhle las.

"Wer bist Du? Was willst Du?" fragte er über das Buch hinweg. "Nach' Deine Sache kurz, bleib' nicht vor der Laube stehen. Wir haben hier Beide Platz, wie Du siehst."

Sie trat näher an den Stuhl und stellte sich als die Frau des Jakob Müller vor.

"Der Herr Herzog sollten mich doch kennen, denn mein Mann darf den Ausschank besorgen, und als der gnädige Herr vergangenes Jahr durch Raschhausen kam, sprach Ihnen mein Mann seinen Dank wegen des Ausschanks aus."

"Du bist also die Müller — weiter im Text. Hast Du ein Anliegen? Fasse Dich kurz."

"Ach, Herr Herzog, ich hab' jetzt die richtige Hölle im Hause! Ich liebe am liebsten davon! Mein Mann war sonst immer ein friedlicher Mensch, aber seit dieser Bursche, dieser Fritz, meiner Tochter nachstellt, ist rein der Teufel los. Nichts als Lärmen und Streiten von früh bis in die Nacht, denn mein Mann ist einverstanden, daß der Bursche das Mädchen freit, ich sage aber Nein und zehnmal Nein. Ich habe meine Gründe und will es nicht. Der Lärm muß aufhören, das ist doch klar, und deshalb möchte ich den gnädigen Herrn recht bitten, daß dieser Fritz, der aus Großheringen ist, dorthin zurückkehren muß. In Raschhausen treibt er sich nur herum, verdreht meiner Tochter den Kopf, macht meinen Mann fuchswild, und ich hab' die Hölle davon. Mädchen der Herr Herzog ihm nicht befehlen, daß er geht, wo er hingehört? Sonst werde ich ihn nicht los und hab' keine ruhige Stunde mehr. Thun mir der Herzog den Gefallen und lassen ihn aus dem Dorfe bringen. Dann ist die dumme Liebchaft am ersten aus und das Brummen und Zanken vorbei."

Der Fürst stand auf, verließ die Laube und winkte der Frau, ihm zu folgen. Auf der Terrasse bei der Venus blieb er stehen und fragte:

"In Raschhausen treibt sich der Bursche also nur herum? Er hat dort keine Arbeit und vergeudet die Zeit mit Liebelei? Das Nichtsthun will ich ihm schon benehmen! Er soll sich nach Hause scheren und fleißig sein! Morgen werde ich Jemand hinüberschicken, der ihm meine Meinung sagt, und wenn er nicht Ordre parirt, wird ihm der Flurschütz schon Beine machen. Dann bekommst Du Ruhe und brauchst nicht davon zu laufen; ich kann mir denken, daß Dir das Lärmen und Zanken ein Greuel ist. . . Nichts von Dank," wehrte er ab, als sie ihre Stimme erheben wollte. "Meinen Unterthanen die Ruhe zu verschaffen, so viel ich vermag, ist meine Pflicht. — Hat der Weg Dich durstig gemacht? Geh' in die Küche und laß Dir zu trinken geben."

Er wandte sich ab und kehrte zur Laube zurück, während sie mit einem Krachfuße Abschied nahm und seelenvergnügt nach der Küche ging.

Dort kredenzte ihr der Koch ein Glas Wein. Der Diener Robert kam hinzu und sing eine Unterhaltung an. Der fremde Herr fiel ihr ein, der ihr auf dem Wege begegnet war, und nach ihrer Beschreibung erzählte ihr Robert, daß es Rath Goethe sei. Er wäre ein berühmter Mann, ganz Weimar spräche von ihm, ein großer Dichter, der schöne Bücher geschrieben hätte. In dem einen Buche käme ein Ritter vor, der hätte eine eiserne Hand, und in dem andern ein Mann mit Namen Werther, der liebte eine gewisse Lotte und schloß sich todt. Das müßten herrliche Bücher sein, meinte die Frau und beklagte, daß sie nicht lesen könnte. Das Gespräch wandte sich anderen Dingen zu und ein zweites Glas Wein, das auch Robert nicht verschmähte, steigerte die Fröhlichkeit.

Inzwischen war der Fürst an den Feldrand getreten und blickte nach Goethe aus. Als er ihn kommen sah, ging er ihm eine Strecke entgegen. Der Dichter fragte ihn gleich, ob die Wirthin aus Raschhausen bei ihm gewesen, und auf die Antwort, daß sie vielleicht noch in der Küche sei, fing Goethe von dem Kummer des Mädchens an, das ihn mit tiefem Mitleid erfüllte. Ihre Befürchtung, daß der Herzog die Bitte der Mutter erhöre und den Liebsten aus Raschhausen entfernen würde, tröste doch nicht ein? Das arme Mädchen hätte sich die Augen roth geweint, und wenn sie erleben müßte, daß Fritz auf Befehl des Herzogs aus dem Dorfe gewiesen würde, so könnte sie erkranken und sterben, ihr bräde das Herz vor Leid.

"Also in Raschhausen hast Du gesteckt? Hätte ich das gewußt, dann hätte ich Dich zurückgehalten und das Angeln nicht auf den Nachmittag verlegt. Du konferenzirst mit der Tochter, während ich mit der Mutter verhandelte. Sieh' aber den Fall nicht mit Dichterausgang an, man muß ihn nüchtern betrachten. Statt zu arbeiten, vergeudet der Bursche nur die Zeit, ich will ihn Mores lehren! Er soll machen, daß er nach Großheringen kommt, und morgen schicke ich Jemand hinüber, der ihm das sagt."

"Aber, Karl, das habe ich nicht erwartet! Ich hoffe, der Fürst würde die Liebenden beglücken und beschützen. Auf dem Wege sann ich über eine Bitte nach, die Dir zu erfüllen leicht ist. Dein Schloßvogt ist alt, der Ruhe bedürftig. Setze den Fritz statt seiner ein, dann wird die Wirthin sicher nicht mehr böse sein und Du bereitest dem Pärchen den Himmel auf Erden."

"Aber, Wolfgang, was kommt da zu Platz! Das klingt wie ein Roman, den Du schreiben willst. Keine sentimentale Regung, ich bitte Dich. Am liebsten kehrest Du gleich wieder um, brächtest dem Burschen seine Ernennung zum Schloßvogt und stelltest Dich nach der Hochzeit bei den Neuwermählten zum Kaffe ein. Nimm mir's nicht übel, wenn ich lache, aber Dein Einfall ist drollig genug. . . Nein, ich kenne meine Pflicht. Die Frau will Ruhe, sie soll sie bekommen, und um dem Burschen das Nichtsthun zu benehmen, wird ihm der Weg nach seinem Dorfe gezeigt."

Der Dichter preßte die Lippen zusammen und schwieg. Der Herzog sah ihn von der Seite an und ärgerte sich über sein verdrossenes Gesicht. Stumm gingen sie den Berg hinauf. Vor der Halle glaubte der Fürst, daß Goethe sein Schweigen brechen würde, aber da er noch immer schwieg, so ließ ihn der Herzog allein und stieg die Treppe nach seinem Zimmer hinauf. Die Hände auf dem Rücken, schritt der Dichter um den Rasenplatz. Der Freund hatte ihn am meisten durch sein Lachen verlegt. Von einem drolligen Einfall zu reden, wo er sich den Fürsten als Beschützer der Liebenden dachte! Wie heiße Thränen würde das arme Mädchen wieder vergießen, wenn ihr Fritz aus dem Dorfe gewiesen würde! Trost und Hoffnung hatte ihr Goethe gespendet, und die Erfüllung der Bitte, die er ersann, wäre dem Herzog so leicht gewesen! . . . Noch lange umschritt er misgünstig den Rasen, bis ihn der Diener zum Essen rief. Immer noch das verdrossene Gesicht, mußte Karl August denken, und da Goethe nur sprach, wenn der Freund ihn fragte, so stockte bald das Gespräch. . . Nach einem kurzen Mittagsschlaf wollte der Herzog angeln. Goethe schützte eine Arbeit vor und wünschte im Zimmer zu bleiben. "Reinnetwegen," brummte der Fürst, und ging allein an den Fluß. Aber der Fang fiel kläglich aus; die wenigen Fische waren nicht werth, an seine Gemahlin nach Weimar zu senden. Noch vertrießlicher, als er zum Flusse gekommen war, kehrte er nach dem Schlosse zurück, trat in den Garten und fand den Dichter in der Laube. Er las, legte das Buch nur ungerne hin, und der Herzog zog es vor, sich in die andere Laube zu setzen. Darüber wurde es Abend, Jeder suchte sein Zimmer auf, aber die gewohnte Pfeife vor dem Schlafengehen wollte dem Herzog nicht schmecken.

Am nächsten Morgen trug der Diener das Frühstück im Eckzimmer auf. Als Goethe erschien, fragte ihn der Herzog, wie er geschlafen hätte. "Leidlich," sagte der Dichter, "und Du?" — "Miserabel," sagte der Fürst, indem er sich niederließ. Goethe setzte sich neben ihn, und Karl August las die Hallsche Zeitung, die ihm der Diener brachte. Dann erhob er sich und fragte den Freund, ob er den gewohnten Spaziergang unternehmen wollte, aber Goethe erklärte, er sei heute nicht ausgelegt. "Na, dann schließe Dich ein und knurre weiter," rief der Fürst, "ich werde mich auf die Beine machen." Er nahm Hut und Stock und ging den Berg hinab, über die Brücke und zum Walde, den er durchstreifen wollte. Goethe trat in den Garten auf die Terrasse: sahen die Rosen gleich und traurig aus? Aber das schien ihm nur, weil er traurig war. Heute sollte Jemand nach dem Dorfe hinüber, dem armen Burschen den Weg zu zeigen. Die Thränen des Mädchens hatte der Dichter in der Nacht im Traume gesehen, und seine vergeblische Bitte, die Liebenden zu beglücken, klang ihm schrill in den Traum hinein. . .

In den Wald kam der Herzog aber nicht. Auf der Bank am Rande desselben saß ein Mann, der starr in die Ferne blickte. Er bemerkte den Fürsten erst, als dieser fast vor ihm stand, und rasch sich erhebend, zog er ehrerbietig die Mütze.

Karl August runzelte die Stirn und fragte kurz und scharf: "Wer am Morgen die Hände in den Schoß legt und in's Blaue stiert, wie nennt man den? Ein junger Kerl wie Du und saul! Schäm' Dich, geh' an die Arbeit, wo bist Du her?"

Der Mann ließ die Mütze verlegen durch die Finger gleiten und sagte leise: "Aus Großheringen, Durchlaucht. Ich kam auch nur, um noch einmal das Dorf da zu sehen, weil Durchlaucht mir verbieten wollen, daß ich wegen der Lise —"

"Du bist der Fritz?" rief der Herzog. "Freilich bin ich kein Freund vom Mühsiggang. Statt zu arbeiten gehst Du in Raschhausen dem Mädchen nach und bringst ihren Eltern Unfrieden in's Haus. Deshalb wollte ich heute Jemand hinüber schicken, der Dir Beine machen sollte. Das hat Dir die Müller wohl schon gesagt, der ich's versprach?"

"Nein, nicht sie, mit mir redet sie nicht. Ich bin ihr nicht gut genug. Aber als sie gestern vom Schlosse kam, hat sie ihrem Manne brüchig erzählt, was ihr Durchlaucht versprochen hätten. Sie hat so geschrien, daß Lise wieder Alles in der Kammer hören konnte, und als ich später mit dem Mädchen im Garten zusammenkam, hat sie mir's mitgetheilt. . . Noch einmal wollte ich jetzt das Dorf von hier aus sehen und dann meiner Wege gehen. Es braucht mir Keiner den Weg zu zeigen, und mit dem Flurschütz bind' ich erst recht nicht an."

"Hast Du keine Eltern mehr?" fragte der Fürst, und der Bursche sagte, daß sein Vater noch lebte. Durchlaucht kennen den alten Grobe, der jeden Monat die zwei Thalet aus Weimar erhält und in Großheringen Körbe flechtet, die in Jena zu Markte kommen."

"Das ist Dein Vater?" rief der Herzog überrascht. "Warum hast Du mir das nicht gleich gesagt? Ich hab' nur von dem Fritz aus Großheringen gehört. Wie geht's Deinem Vater? Als ich das letzte Mal durch euer Dorf kam, sagte ich ihm, er solle sich an mich wenden, wenn sein Sohn erwachsen sei, ich wollte dann etwas für ihn thun. Aber nie hat sich Dein Vater an mich gewandt. Was bringt ihm das Korbflechten ein? Er hätte mir doch Nachricht geben können!"

"Das hat er gewiß nicht gewagt, er möchte fürchten, Durchlaucht lästig zu fallen. Wir helfen uns auch schon durch, unsere Körbe werden in Jena gern gekauft."

„Und der Müller bist Du nicht gut genug? Ist das der eigentliche Grund, weshalb sie die Heirath nicht will? Ich nehme an, der Sohn des alten Grobe ist ein braver Mensch. Deinen Vater habe ich wirklich lieb; Du weißt doch, daß er vor dem Schlosse Wache stand, als ich geboren wurde? Das hat man mir später mitgetheilt, ich ließ ihn nicht aus den Augen und habe ihn öfter im Wachtbause aufgesucht. Der Dienst fiel ihm dann schwer, er bekam den Abschied und für jeden Monat zwei Thaler; er hatte das Korbflechten erlernt und setzte sich in Großheringen fest. Dort sah ich ihn wieder und möchte ihm jetzt fast böse werden, weil er meinen Wunsch, mir Nachricht von Dir zu geben, nicht berücksichtigt hat. Wir sind doch alte Bekannte! Und dem Sohn eines alten Bekannten hilft man doch immer gern! ... Du hast das Mädchen wirklich lieb? — Na, sei nur still, Dir sieht die Liebe aus den Augen heraus ... Hör' mal, Friß Grobe, nur nicht verzagt, nur Muth gefaßt. Zehnmal sagte die Müller Nein, wie ich weiß, aber zum ersten Mal sagt sie doch vielleicht Ja. Adieu, mein Sohn, wir sehen uns schon wieder, ich bleibe noch einige Tage hier.“

Ihm den Rücken wendend, ging er statt in den Wald nach dem Schlosse zurück. Wie konnte er wissen, daß der Burische Friß Grobe war? Die Frau und Goethe hatten doch nur von Friß aus Großheringen gesprochen. Er war also der Sohn jenes alten braven Soldaten, der gleichsam zuerst die Musketen vor dem Fürstentum präsentirt! Dem Wunsche des Herzogs war er nicht nachgekommen, er hatte es unterlassen, für den Sohn die angebotene Hülfe zu erbitten. „Jetzt aber,“ sagte sich Karl August, während er den Berg hinanschrift, „bin ich im Stande, für den Burischen etwas zu thun, ihm eine glückliche Zukunft zu bereiten. Auch dem Mädchen verschaffe ich das Glück, denn unter diesen Umständen wird sich die Mutter nicht länger weigern, der Heirath beizustimmen. Jetzt ist ihr der Burische sicher gut genug, und auch so tritt Ruhe in ihrem Hause ein ... Nun, Volksgang Goethe,“ mußte er noch lachend denken, „haben wir hoffentlich ausgebrummt.“ Er trat vor das Schloß und hörte, daß Goethe im Garten sei; dort suchte er ihn auf.

„Noch immer schlechter Laune, mein Herr Poet? Hab' unterwegs über Deinen Vorschlag nachgedacht und auch den Burischen gesprochen. Ich will Dir später das Ganze erklären und Dir jetzt nur bemerken, daß ich Deinen Wunsch erfüllen will. Den alten Schloßvogt quartiere ich aus, den Friß quartier' ich als neuen Schloßvogt ein, und wenn Du bei den Neuwermählten Kaffee trinken willst, so wünsche ich Dir im Voraus guten Appetit.“

Sahen die Rosen auch jetzt noch bleich und traurig aus? Nie hatten sie schöner als in diesem Moment geblüht. Blumen und Büsche, Erde und Himmel, Alles lachte den Dichter an. Er dankte dem Fürsten, daß er ihm seine Bitte gewährte, und vor ihm tauchte das blasse Antlitz des Mädchens auf. Jetzt sollte die Freude ihre Wangen röthen, ihre Wimpern trocknen. Auf der Stelle wollte er nach dem Dorfe hinüber, er selbst wollte der Freudenbote sein. Da grüßte er den Herzog auch schon mit Mund und Hand und eilte zum Garten hinaus, den Fels hinab. „So,“ dachte Karl August, „er hätte ausgebrummt, und heute angeln wir gemüthlich zusammen.“

Der kurze Weg wurde dem Dichter diesmal lang. Er konnte es kaum erwarten, bis er wieder in der Schenkstube war. Die Ueberraschung und der Jubel schwebte ihm vor, denn seit seiner Ankunft in Weimar hat er es stets geliebt, geringeren Leuten im Namen des Fürsten das Glück zu bringen. Jetzt war er vor dem Hause und öffnete die Thür. Da stand das Mädchen und putzte die Kannen; die Mutter sah hinter dem Spinnrad und mochte den Boten des Herzogs erwarten, um Friß die Meinung zu sagen. Vater Müller ging finstern Blickes im Zimmer auf und ab, denn die freudige Miene, die ihm seine Frau seit gestern zeigte, ärgerte ihn fürchterlich. Statt des Boten trat nun aber Rath Goethe in die Stube. Die Wirthin hatte sich seinen Namen wohl gemerkt, und auch behalten, was ihr der Diener von dem berühmten Manne, dem Ritter mit der eisernen Hand und Berther und Lotte erzählte. Sie stand auf und machte ihren Krachfuß, der Wirth riß die Zippelmütze ab, und das Mädchen glaubte statt des Fremden wieder einen Freund zu sehen, der ihre Trauer in Jubel verwandeln würde.

In den lautesten, herrlichsten Jubel, daß Stube und Haus von all dem Jauchzen wiederhallten. Ein ganzes Füllhorn des Glückes leerte Goethe im Namen des Herzogs aus! Friß Grobe der Schloßvogt von Dornburg, bald könnte die Hochzeit sein, und der Widerspruch der Mutter wäre jetzt sicher vorbei.

Im ersten Moment riß die Frau nur den Mund auf. Ihr fehlten die Worte und es schwirrte ihr durch den Kopf, wie das plötzlich ganz anders gekommen sei? Statt aus dem Dorfe entfernt zu werden, wurde der Burische zum Schloßvogt ernannt! Beamter des Herzogs, und Lise eine Beamtenfrau! Die Mutter sah ihren Mann an, aber auch er war starr und stumm und blickte auf die Tochter. Das Mädchen schloß die Augen, wie plötzlich geblendet, ihr schlug das Herz, als wollte es die Brust zersprengen, ihr bebten die Hände und Füße, sie griff nach einem Halt, dann aber, als Vater und Mutter zu reden begannen, wirt durch-einander fragten und nähere Erklärung erbaten, raffte sich das Mädchen plötzlich auf, stürzte zur Thüre hinaus, in den Garten und rief und jauchzte: „Friß — Friß!“

„Lise — Lise!“ kam es zurück. Da stand er an der Pforte, muthig und hoffnungsvoll. Die gütigen Worte des Fürsten mußten den „Sohn eines alten Bekannten“ mit freudiger Zuversicht erfüllen. Es zog ihn wieder nach dem Dorfe, zur Gartenthür, wo ihm Lise jetzt in die Arme sank. Unter Freudenthränen theilte sie ihm Alles mit, und gleich ihr schloß er wie geblendet die Augen. Dann jauchzten sie zusammen und stürzten zusammen jauchzend in die Stube hinein; jetzt wußte er, daß er der Wirthin gut genug und ihr willkommen war.

Ob sie ihn willkommen hieß! Respektvoll sah sie den Dornburger Schloßvogt, den Beamten des Herzogs an. Noch immer wurde sie gleich ihrem Manne nicht müde, Goethe zu fragen; aber die vielen Fragen wurden ihm lästig, er setzte sich an den Tisch zunächst der Wand. Dann schwenkte der Wirth die Zippelmütze und brachte dem Herzog ein Hoch. Friß umfaßte seine Lise und drehte sie singend im Kreise herum, und Müller, diesem Beispiel folgend, ergriff seine Alte und drehte sie gleichfalls herum. Das Zanken war vorbei, nun herrschte Einigkeit, und als die Frau ganz athemlos auf den Stuhl sank, brachte der Mann dem Herzog ein zweites Hoch.

Plötzlich fiel es der Wirthin schwer auf's Herz. Was hatte sie in der Freude versäumt? War es nicht ihre Pflicht, dem Herrn Rath einen Trunk zu bieten? Sie füllte einen Krug, brachte auch Brod und Käse herbei und bat den Herrn, es sich munden zu lassen. Er griff zu, und hatte er gestern aus Mitleid mit dem Mädchen die Speise kaum berührt, so schmeckte es ihm jetzt um so besser. Während er aß, erzählte Friß seine Begegnung mit dem Herzog, und Lise und die Eltern hörten ihm andächtig zu. Dann steckten sie die Köpfe zusammen und sungen an zu flüstern, und ehe sich Goethe noch erhoben hatte, eilten der Wirth und die Wirthin und Lise und Friß auch schon zum Hause hinaus. Im Drange ihres Herzens, dem Fürsten zu danken, vergaßen sie die Höflichkeit. Goethe blieb einen Augenblick im Zimmer allein, aber die Absicht der Leute errathend, verübelte er ihnen den plötzlichen Ausbruch nicht und ging ihnen langsam in glücklichster Stimmung nach.

Arm in Arm schreite das alte und junge Paar erst nach einigen Stunden zum Dorfe zurück. Der Herzog hatte den Dank in seiner kurzen, etwas polternden Weise abgelehnt, die Leute aber durch den Garten geführt und sie in der Küche bewirthet lassen. Als sich am Abend die Schenkstube füllte, wollte das Erzählen kein Ende nehmen. Die Wirthin hatte das größte Wort. Sie zeigte auf den Tisch an der Wand, wo der „berühmte Mann“ gegessen hatte, und warf Goethe und Götz, Berther, Lotte und Erzdieseln bunt zusammen. Der Küster, nächst dem Pastor der klügste Mann im Dorfe, spitzte die Ohren und sann nach. Mit wichtiger Miene ging er dann hinaus, trat mit wichtiger Miene nebst Farbentopf und Pinsel wieder ein und hielt eine kleine Rede. Diesem Hause sei hohe Ehre widerfahren — ein berühmter Mann habe an diesem Tische gesessen — und folglich müßte der Platz bezeichnet werden, zu Ehren des berühmten Herrn. Er sprach's, tauchte den Pinsel in den Topf und schrieb mit rother Schrift in großen Buchstaben an die weiße Wand: „Hier speiste Goethe.“ Allseitiger Beifall belohnte das Meisterstück, und der Künstler hatte für diesen Abend freies Bier.

Als sein Bett bejubelt wurde, tranken die hohen Freunde auf das Wohl des neuen Schloßvogtes und seiner Liebsten die Gläser aus. Der Herzog war froh, daß Goethe „ausgebrummt“, und ging mit ihm zum Flusse, während die Raschhauer in der Küche bewirthet wurden. Diesmal war der Flügeltöchter gnädiger gesinnt; der Fang fiel so reichlich aus, daß die Herzogin eine große Sendung nach Weimar erhielt. So lange Karl August und der Dichter noch auf Dornburg weilten, wurde das Angeln täglich fortgesetzt. Ausflüge in die Umgegend, auch zum alten Grobe nach Großheringen, wurden fleißig unternommen, und als nach acht Tagen die Scheidestunde schlug, riß sich Goethe „mit schwerem Herzen von diesem lieblichen Stück Erde los“.

Im nächsten Sommer traf der Küchenwagen über Ramburg wieder ein, und Fürst und Dichter ritten wieder den Berg hinauf. Nicht mehr der greise Schloßvogt, der dem Herzog nur danken konnte, daß er ihn zur Ruhe setzte, war zum Empfang der Herren bereit. Vor der Halle, mit strahlenden Gesichtern, standen Friß Grobe und sein Weibchen, die vor wenigen Wochen Hochzeit machten und die Wohnung im Schlosse bezogen. Nie hatte Karl August zu bereuen, daß er den „braven Menschen“ zum Schloßvogt ernannte. Er gewann ihn lieber, so oft er wiederkehrte, und was er einst scherzend geäußert hatte, traf wirklich ein: wiederholt hat Goethe, selbst als er Minister war, „bei Schloßvogts“ Kaffee getrunken.

Noch lange standen Müller und seine Frau in Raschhausen der Wirthschaft vor. Stets sprach die Frau mit größtem Respekt von ihrem Schwiegervater, dem Beamten des Herzogs. Ob sich die Wirthsleute nach jenem Tanze nie wieder zankten? Wer das behaupten könnte! Behaupten läßt sich aber das: das Meisterstück des klugen Küsters war noch geraume Jahre an der Wand zu sehen; in rother Schrift stand dort noch lange nach Müller's Tode:

„Hier speiste Goethe.“

Flugbeladen.

Roman nach Emile Zola

von

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

7.

Jean Renaud war nicht furchtsam. Kein Geräusch in der Nacht machte ihn zittern. Mehr als einmal hatte er in Algier unten das Bellen der Hyäne gehört, das Geschrei des Schakals oder das schreckliche Gebrüll des Löwen in den Schluchten des Atlas. In vielen Lagen schon hatte er tollkühn dem Tode in's Auge geblickt. In der That, es wäre schwer gewesen, an beiden Ufern der Sadne ein tapfereres Herz und eine unerschrockenere Seele zu finden.

Er blickte um sich, und da sah er einige Schritte weiter einen Menschen am Boden, der krampfhaft, vergebliche Versuche machte, sich zu erheben. Er lief auf ihn zu, kniete neben ihn nieder, hob ihn in seinen Armen in die Höhe und brachte ihn endlich in eine sitzende Stellung.

Der Verwundete athmete heftig auf, dann fiel sein Haupt wieder schwer an die Brust Jean Renaud's. Der Wolfsjäger bemerkte jetzt erst, daß die Kleider des Unbekannten mit Blut bedeckt waren. Es überkam ihn ein Schauer.

Der Unglückliche, dem er Hülfe leisten wollte, zitterte; Jean Renaud fühlte das Beben seiner Glieder, er vermochte kaum seinen abgebrochenen Athem zu hören, der einem ersticken Röcheln glich.

Ganz nahebei war ein Haufen Schottersteine. Bis zu demselben schleppte ihn Jean Renaud. Aus einem der größten, unzerschlagenen Steine machte er ihm ein Kopfkissen.

Einen Augenblick später öffnete der Verwundete seine sieberglänzenden Augen, die sich mit einer schauerlichen Starrheit auf Jean Renaud hefteten.

„Dank, Dank!“ murmelte er mit schwacher Stimme. — „Können Sie mich verstehen?“ fragte der Wolfsjäger. Der Unbekannte bejahte mit einem Nicken.

„Dann sagen Sie mir, wer Sie sind und was Ihnen begegnet ist.“

Der Verwundete legte seine Hand auf die Brust. „Ein Schuß,“ stammelte er. „Da ... getroffen ... eine Kugel.“ — „O! Ein Mord!“ machte der Wolfsjäger dumpf.

Dann, nachdem er einen raschen Blick um sich geworfen hatte, fuhr er fort:

„Wir sind nicht weit vom Hofe Scullon. Ich will hinlaufen, ich will Alles aus dem Schlafe wecken.“

Diese Worte brachten auf den Verwundeten eine außerordentliche Wirkung hervor. Sein ganzer Körper schüttelte sich und er richtete seinen Kopf in die Höhe.

„Nein!“ sagte er mit plötzlicher, übermenschlicher Energie. „Entfernen Sie sich nicht, um's Himmels willen, bleiben Sie ... Uebrigens, wozu auch? Alle Hülfe ist nutzlos; in einem Augenblicke, ich fühle es ... werde ich todt sein!“ — „Aber ich kann Sie doch nicht so sterben lassen!“ — „Sie können mich nicht retten, sage ich Ihnen, ich bin zu Tode getroffen.“ — „Durch wen? Wissen Sie es?“ — „Nein.“ — „O, ich will ihn entdecken, ich werde seinen Namen herauskriegen!“ rief Jean Renaud drohend. — „Sie werden nichts entdecken ... Ich will nicht, daß Sie Jemanden anklagen ... Sagen Sie mir, wie Sie heißen!“ — „Jean Renaud, der Wolfsjäger.“

Das Antlitz des Unbekannten schien sich zu erhellern.

„Ah, ich weiß, ich weiß,“ machte er. „Jean Renaud, ein braver Mann, von dem mir Lucile erzählt hat ...“

— „Lucile! Sie kennen Fräulein Mellier?“ — „Ja. Aber still! Nennen Sie nicht ihren Namen, man könnte ihn hören ... Sie ist gut, nicht wahr? Noch mehr gut als schön! ... Ja wohl, sie hat mir von Ihnen erzählt, von Ihrer Frau Geneviève, und auch von einem Herzenskinde, das Sie erwarten ... Sie soll seine Bathin sein ... Jean Renaud, haben Sie Lucile aufrichtig lieb?“ — „So lieb wie meine eigene Frau!“ entgegnete er voll Feuer. — „Nun denn! Im Namen Lucile's und Ihrer Frau, Jean Renaud: wollen Sie mir einen Dienst erweisen?“

— „Einen Dienst?“ — „Ja, einen Dienst von der höchsten Wichtigkeit.“ — „Es genügt, daß Sie ihn im Namen Lucile's verlangen. Da kann ich Ihnen nichts abschlagen.“

Der Blick des Verwundeten hatte einen Blick der Freude und der Dankbarkeit.

„So willigen Sie also ein?“ — „Was soll ich thun? Ich stehe Ihnen ganz zu Befehl.“ — „Waren Sie schon öfter in Saint-Trun?“ — „Und wie oft!“ — „In diesem Falle kennen Sie das Wirthshaus des Herrn Vertaux?“

— „Gewiß. Man nennt es das Hotel zu den zwei Hunderten. Vor der Hauptthüre ist eine große Steintreppe, an deren beiden Endstufen sich je ein ungeheurer liegender Hund, ebenfalls aus Stein, befindet.“ — „Richtig, Jean Renaud, Sie müssen allsogleich nach Saint-Trun gehen, ehe man noch meinen Tod erfahren hat.“ — „Ich werde gehen.“ — „Wie viel Uhr ist es jetzt?“ — „Es muß elf Uhr vorüber sein.“ — „Dann können Sie also um ein Uhr Morgens in Saint-Trun sein. Im Gasthose wird

Alles schlafen. Das ist gerade recht. Niemand darf Sie sehen, Niemand Sie hören. Es ist ein kleiner Eingang da, der die ganze Nacht hindurch offen bleibt.“ — „Ich kenne ihn.“ — „Er führt in einen Gang, durch welchen man nach den Ställen kommt; aber rechter Hand befindet sich eine kleine Treppe, über welche man in den ersten Stock kommt, mitten in ein langes Vorhaus, welches sich nach rechts und links ausdehnt. Links befinden sich die Getraidemagazine. Rechts sind die Zimmer für die Passagiere. Sie verstehen Alles?“ — „Ja wohl, ich verstehe.“ — „Mein Zimmer ist das erste.“ — „Das erste. Gut. Aber ich brauche alle diese Details nicht. Ist ja doch Gewatter Vertaux da.“ — „O, Sie haben mich noch immer nicht verstanden. Ich will nicht, daß man Sie sehe, Jean Renaud, hören Sie? Das würde die Neugierde wecken, und morgen würden Sie vorgerufen und befragt werden; Sie würden Alles erzählen müssen, und Sie sollen Alles verschweigen — merken Sie sich das, mein Freund, Sie müssen stumm sein wie das Grab. Sonst könnte ein schreckliches Unglück daraus entstehen. Und es ist doch schon an meinem Tode genug! . . . Ich fühle,“ fuhr er mühsam fort, „daß meine Stimme erlischt. Die wenige Kraft, die mir noch bleibt, wird mich bald verlassen haben, und ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt. Hören Sie mich wohl an. Haben Sie Zündhölzchen bei sich?“ — „Ja. Ich bin Raucher.“ — „Gut. Auf der Thüre meines Zimmers steht eine Nummer: Nummer Vier. Sie werden sie öffnen und eintreten. Hier, in der Tasche da habe ich zwei Schlüssel, nehmen Sie dieselben.“

Jean Renaud gehorchte schweigend. „Der größere ist der Zimmerschlüssel,“ fuhr der Verwundete fort, während seine Stimme immer schwächer wurde: „der andere gehört zu einem kleinen Schreibtische mit zwei Fächern. Sie werden das Fach rechts öffnen. Darin finden Sie ein großes Couvert mit wichtigen Papieren, die Niemand lesen darf als Fräulein



Vor einem Waldkirchhofe. (S. 27.)

Lucile. Sie enthalten ein Geheimniß, das Niemand erfahren darf und dessen Kenntnissnahme durch die Gerichte schwere Folgen haben könnte. Jean Renaud, Sie werden diese Papiere nehmen, um sie Fräulein Lucile zu übergeben — ihr allein, hören Sie? Und ohne Zeugen.“ — „Ihr allein. Ich höre.“ — „Jean Renaud, wenn Sie mir die letzte Freude machen wollen, die ich auf Erden noch haben kann, schwören Sie mir das zu, und ich werde Sie segnen!“ — „Ich schwöre es Ihnen!“ sagte der Landmann feierlich. — „O Dank, mein Freund, Dank! Ihnen danke ich meinen letzten und höchsten Trost. Schwören Sie mir auch, daß die Mission, welche ich Ihnen übergeben habe und die Sie erfüllen werden, ebenso wie Alles, was ich Ihnen hier gesagt habe, ewig ein Geheimniß bleiben soll in Ihrer verschwiegenen Brust?“ — „Ja.“ — „Jean Renaud, verge . . .“

Ein Schluchzen schnitt ihm das Wort ab. Sein Haupt sank auf den Stein zurück. Jean Renaud wollte ihn aufrichten.

„Nein,“ sagte er, indem er ihn sanft zurückdrängte. „Ich bin gut, wie ich bin . . . Ich kann nicht mehr Athem holen . . . mein Blick verschleiert sich . . . die Gedanken verfliegen . . . die Kälte ergreift mich . . . sie strömt zu meinem Herzen . . . mein letzter Augenblick ist gekommen . . .“

Seine Stimme war fast ganz erloschen. Aber mit einer letzten und äußersten Anstrengung fügte er hinzu:

„Vergessen Sie nicht . . . daß es sich um das Glück Lucile's handelt. Und jetzt . . . entfernen Sie sich . . . entfernen Sie sich!“ — „Aber ich kann Sie doch nicht hier so allein lassen!“ rief Jean Renaud. — „Ja, ja, lassen Sie mich, ich . . . ich will es.“

Er hatte seine Augen geschlossen; er schüttelte sich noch einige Male, dann krampfte er sich im Todeskampfe zusammen, stieß einen Seufzer aus, der Name „Lucile!“ bebte auf seinen Lippen wie ein Hauch. Es war sein letzter.



1. Tintenfisch. 2. Riesenbarsch. 3. Meerengel. 4. Fächerfisch. 5. Riesenkrabbe. 6. Flatterfisch. 7. Glasschwamm. 8. Eddelloralle.

Die internationale Fischereiausstellung in Berlin. Seethiere aus der japanischen und chinesischen Abtheilung. Zeichnung von R. Siementsoff. (S. 27.)

Es läutet!

Nach Skizzen von Gustav Imlauer.



— zur Kirche,



— dem Hausmeister,



— der „Mistbauer“,



— die Theaterglode, die Tragödie beginnt, der Held stürzt auf die Bühne.



— dem Hotelhausknecht zum küpschenten Male!



— das dritte Zeichen zum Einsteigen,



— die Frau Baronin dem „Johann“,
Illustr. Welt. XXIX. 2.



— der „Gefrorenes“-Mann,



— vergebens!

Jean Renaud neigte sich über ihn und berührte ihn; eifige Kälte strömte von dem Körper aus. Er hob den Arm desselben auf, welcher schwer wieder herniederfiel. Er legte sein Ohr an die Brust des Regungslosen. Er hörte und fühlte keinen Athemzug mehr. Da stieß er einen heisern Schrei aus und sprang auf. Er warf einen Blick gegen Ciry, einen andern auf den Hof Scuilon, als ob er zögerte. Dann stürzte er in der Richtung gegen Saint-Trun fort.

Gegen zwei Uhr Morgens fand ein vorüberfahrender Marktfuhrmann, der sich nach Frémicourt begab, den Leichnam am Wege. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Gefundene wirklich todt sei, setzte er seinen Weg fort.

Im Dorfe angekommen, beehrte er sich, ganz verwirrt, mit lautem Geschrei zu verkünden, daß ein schreckliches Verbrechen ganz in der Nähe des Ortes begangen worden sei — der schon ganz kalte und blutüberströmte Leichnam eines Menschen liege auf der Landstraße.

Man beehrte sich, den Bürgermeister zu benachrichtigen, welcher sich augenblicklich erhob und eiligt ankündete. Als er hinauskam, erwartete ihn schon ein Duzend Männer, unter denen sich auch der Adjunkt und der Feldhüter befanden. Alle waren in höchster Bestürzung. Man begab sich schleunigst an die Stelle, welche der Fuhrmann bezeichnet hatte und fand den Leichnam.

Das Blut, mit welchem die Kleider des unglücklichen jungen Mannes bedeckt waren, ließ keinen Zweifel über die Art seines Todes. Er war augenscheinlich ermordet worden. Und zwar schon vor einigen Stunden.

Ein wenig weiter entfernt fand der Feldhüter eine große Blutlache. Das Opfer war also an diesem Platze zuerst niedergesunken.

Die Morgenröthe erblich, der Tag brach rasch an. Man konnte im Straßenstaube den Abdruck der Hände des Verwundeten entdecken, der es versucht hatte, sich aufzurichten. Das zeigte an, daß der Tod nicht augenblicklich eingetreten sei, und erklärte auch, wie es kam, daß der Leichnam sich einige Schritte von der großen Blutlache entfernt gefunden hatte.

Im ersten Augenblicke konnte man glauben, daß es dem Opfer gelungen sei, sich zu erheben, um erst wieder an dem Steinhäufen niederzusinken. Betrachtete man aber den Boden genauer, von der Blutlache aus bis zu den Steinen, so bemerkte man zwei parallele Linien, die sich deutlich in den Staub gedrückt hatten und welche nicht von dem Opfer allein herrühren konnten, selbst wenn es sich hätte fortzuschleppen können. Dann führten diese beiden Linien über die Spuren plumper Schuhe, deren Nägel sich dem Boden tief eingedrückt hatten. Man bemerkte auch, daß die Tritte sehr knapp aufeinander folgten und daß die Absätze der Schuhe gegen den Steinhäufen gekehrt waren. Man konnte daraus entnehmen, daß das Opfer von dem Mörder oder von irgend einer andern Person, welche nach rückwärts ging, fortgeschleppt worden war.

Nachdem man diese Erhebungen beendet hatte, untersuchte man den Leichnam aufmerksamer; aber der Bürgermeister wandte sich vergeblich an das Gedächtniß der anwesenden Leute. Keiner von ihnen kannte das Opfer.

Nach einer längeren Berathung entschloß sich der Bürgermeister endlich, den Leichnam aufnehmen zu lassen.

Drei starke Männer hoben ihn auf und man lehrte langsam nach Frémicourt zurück.

Das Opfer wurde in einer Vorhalle des Bürgermeistersamtes niedergelegt, auf einem Tische, und ein großes schwarzes Tuch ward über ihn gebreitet. Der Feldhüter und zwei Männer blieben bei demselben. Ein anderer stieg zu Pferde, um den Friedensrichter und den Genbarmeriekommandanten von Saint-Trun zu benachrichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling.

Kopie der Stahlstichprämie dieses Jahrgangs.

(Bild S. 29.)

Der Frühling ist der Monat der Hoffnung, der Freude, der Lust am Leben. Das Wiedererwachen in der Natur überträgt sich auf den Menschen, die Fesseln des Winters sind gesprengt und auch des Menschen Gemüth fühlt sich wie von einem Druck befreit. Die heitere Sonne, die milderen Winde, das Sprossen des Grün in Feld, Wald und Au — all' dieß sind uns Sinnbilder geworden der Jugend und der Lebensfreude. In dem Sinne muß auch unsere diesjährige Stahlstichprämie, von der wir hier einen Holzschnitt geben, aufgefaßt werden. Die Erde ist aus langem Winterchlaf erwacht, das starke Eis, der stehende kalte Schnee sind verschwunden, in fröhlichem Blau glänzt der Himmel, Gras und Blumen kommen zauberhaft schnell aus dem feuchten Erdreich, die Bäume sind voll Knospen und Blätter schon, die Vögel zwitschern und pfeifen, die Erde gleicht einer jungen Braut voll schöner Träume und seliger Hoffnungen. Da wandert die junge Mutter mit ihrem blühenden Kinde über das blühende Feld; ihre Augen leuchten und der Knabe jauchzt vor Lust, er greift nach dem gaukelnden Schmetterlinge, — der dahinschwebende Sommervogel ist der treffendste Ausdruck der unbekümmerten Jugendlust, und dieses Haischen nach dem Flächtigen, es ist das Sinnbild der lockenden Ziele, die uns in der Jugend so begehrenswerth vorläuchen.

Unsere Illustration gibt auf seine Weise eine vortreffliche Veranschaulichung von Jugend und Frühling in ihrer innern Verbindung — Frühling hier und Frühling dort — und wird deshalb eines erheiterten und tiefen Eindrucks nicht verfehlen.

Vögel in der Volkslage und im Volksglauben.

Von

H. Sundekin.

I.

(Nachdruck verboten.)

Seit frühesten Zeiten finden sich bei allen Völkern der Erde zahlreiche Spuren geistiger Verbindung zwischen Mensch und Thier, und immer mehr wandte sich im Lauf der Jahrhunderte der beobachtende Geist der Menschheit der Heimlichkeit der Thierwelt und ihrem Thun und Treiben zu, zog aus ihr Beispiele und Lehren zu eigenem Nutzen und Gebrauch und machte das mannigfache Leben derselben zu einem Spiegel des menschlichen Daseins. In Wort und Lied, in Sage und Dichtung, überall finden wir deshalb die Thierwelt vertreten, all' das weiß der Mund des Volkes und des Dichters sowohl von den vierfüßigen Bewohnern der Erde, als auch von den gefiederten der Luft zu singen und zu sagen, überall finden wir in Volkssage und Volksglauben die mannigfachen Anklänge an diejenige Geschöpfe der Welt, welche geschaffen sind, auf daß der Mensch über sie herrsche. Bornehmlich diejenige Klasse der Thiere, der wir heut unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, erhebt sich in dieser Hinsicht in ganz besonderem Grade der Beachtung von Seiten des Menschen. Die Stimmfähigkeit, der Gesang und manche andere hervorsteckende Eigenschaften haben die Vögel dem Menschen zu einem Gegenstand ganz besonderen Interesses und Wohlgefallens gemacht, und ihnen schiebt er deshalb auch am liebsten seine menschliche Denk- und Sprechweise zu. Fast jeder Vogel spielt in der Volkssage und im Volksglauben eine Rolle. Wir brauchen nur zum Fenster hinauszuublicken, und gleich der erste kleine, gefiederte Erdenbewohner, der uns in die Augen fällt, liefert uns einen Beweis dafür. Es ist

der Sperling

oder Spaz, derjenige Vogel, welcher bei uns am häufigsten anzutreffen ist und sich wie ein Hausthier fast immer in nächster Nähe des Menschen befindet. Er gilt für den Proletarier unter den Vögeln, und in der That nimmt weder sein Aeüßeres noch sein Thun und Treiben besonders für ihn ein. Sein Gefieder ist graubraun und unansehnlich und nur bei dem Männchen durch eine schwarze Weste gehoben, dabei durchaus nicht immer reinlich gehalten, da der Spaz sich überall, in Sand und Rehrich, auf dem Mist und im Stalle, umhertreibt. Außerdem ist sein Wesen jämlich und laut; Stierigkeit und Gefährlichkeit sind seine hervorstechendsten Eigenschaften. Diese deutet auch sein Name an, denn „Sperling“ — aus dem althochdeutschen *sperch*, *sperk* entstanden — heißt „Sucher, Sammler“. Auf sein häufiges Vorkommen weist schon die Bibel hin, indem sie sagt: „Kauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Pfennige?“, wie sich auch ein anderes bekanntes Wort: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater nähret sie doch,“ wohl auf seinen andern Vogel so besonders zutreffend anwenden läßt wie auf den Spaz. Sein allerdings nicht gerade angenehmes Singendes Gewächs wird mit „Schil! Schelm!“ überfegt, oder auch mit „Dieb, Dieb, Dieb!“ Bekannt ist die sich hieran knüpfende kleine Erzählung, wonach sich ein Mann, der gestohlen hatte, selbst als Spitzhube verrieth, indem er wegen dieses Sperlingsrufes, da er meinte, er gelte ihm, alle Spazzen zu tödten suchte. Ein niederländisches Sprichwort charakterisirt das gewöhnlich mürrische, verdrießliche Wesen des Sperlings. „Heß du Linsen to lopen (Sperlinge feil)?“ sagt man da, was so viel heißt wie: „Bist du äbel gelaunt?“, denn „Lins“ bedeutet im Niederländischen „Sperling“. Nur in einer Hinsicht hat das Volk vor ihm Respekt, nämlich vor seiner Schlaubeit als Dieb. („Wer einen Sperling fangen will, muß früh aufstehen.“) Auf den in Thiermärchen so häufig vorkommenden Vogelhochzeiten spielt der Sperling eine verschiedene Rolle; bald ist er Koch (in Litten), bald Brauer des Festgetränks (bei Wadernagel), bald Musikant, letzteres wohl mehr ironisch. Bei Simrod heißt es:

„Der Sperling, der Sperling,
Bracht' der Braut den Fingerring.“

In Clemens Brentano's bekanntem Märchen: „Rothschleichen Liebschens Ermordung und Begräbniß“ ist der Spaz ein arger Mißthäter; hier hat er Rothschleichen umgebracht.

Einen lebhaften Gegensatz zu dem Sperlinge bildet seine Nachbarin unter dem Scheunendache:

die Schwalbe.

So verachtet wie der Sperling, so allgemein geliebt und verehrt ist sie. Sie ist von allerher Lenzverkünderin, Heilbringerin und Beschützerin des Hauses. An dem Tage, wo man die Ankunft der ersten Schwalben erwartete, zog man ihnen mit Sang und Jubel entgegen; in Westphalen ging in früherer Zeit der Hausvater mit der ganzen Familie bis an's Thor des Gehöftes und öffnete ihnen feierlich die Scheunen; die Angewomenen flogen sofort durch alle Räume des Hofes und Hauses und sahen Alles genau an. Dieselbe Sitte herrschte früher in Hessen, wo die Ankunft der ersten Schwalbe vom Thurmwächter angezeigt und von den Ortsbehörden öffentlich bekannt gemacht wurde. In Griechenland, besonders in Thracien, begrüßt man noch heut die Schwalbe mit Liedern als Verkünderin des Lenzes, und auf Rhodos herrschte die Sitte, daß die Kinder zu Anfang des Frühlings, Schwalbenlieder singend und einen hölzernen Vogel vor sich hertragend, umherzogen und Lebensmittel einsammelten, welchen Gebrauch der Weise Kleobul bei Ausbruch einer Hungersnoth eingeführt haben soll. Uebrigens wird die Schwalbe bereits bei Ovid, Horaz und Aristophanes als Lenzverkünderin bezeichnet. So wird die Schwalbe feierlich begrüßt und aufgenommen, wiewohl sie ungeziefer in's Haus bringen soll, woher das alte Sprichwort rührt: „Hirandinem sub eodem tecto non habeas.“ (Mit einer Schwalbe wohne nicht unter demselben Dache.) Im Gegentheil, ihr Nest wird geduldet und geschützt, denn wer dasselbe zerstört, die Jungen daraus fortnimmt oder gar eine Schwalbe tödtet, dem wird bald Unheil widerfahren; ihn verläßt sein Glück, denn er hat es sich selbst mit dem Nest der Schwalbe zerstört, sein Viehhand wird sich verringern, die Kühe werden rotze oder gar keine Milch geben und schließlich wird kein Gehöft vom Bliz getroffen und zerstört. In das Haus dessen, der die Schwalbe schützt, schlägt der Bliz dagegen nicht ein. Bei

ihm weilt sie auch gern und heißt es ja auch von ihr: „Die braune Schwalbe, sie, der Menschen Freundin“. Wenn die Schwalben sieben Jahre in ein- und demselben Nest gebüret haben, lassen sie darin den sogenannten Schwalbenstein zurück, der große Heilkraft, besonders bei Augenübeln, besitzt. Ebenso vertreibt das Blut der ersten Schwalbe, die man im Frühling sieht, wenn man sich damit bestreicht, die Sommerprosien; ein Schwalbenherz dient als Liebeszauber. Bekannt ist das Sprichwort: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“, welches von Aristoteles herrühren soll und bei allen Völkern verbreitet ist. Lateinisch lautet es: „Una hirundo non facit ver“; griechisch: „Μία χελιδωνια ου ποτε“; französisch: „Une hirondelle ne fait pas le printemps“; englisch: „One swallow does not make summer“; italienisch: „Una rondine non fa primavera“; spanisch: „Una golondrina non hace verano“; holländisch: „Een swalw makt geen zomer“ u. s. w. Der Name der Schwalbe, welcher althochdeutsch *swalawā*, mittelhochdeutsch *swalwe*, niederhochdeutsch *swaling*, oberdeutsch *schwamli* lautet, scheint auf ihr beständiges Fliegen hinzudeuten, wie auch Grimm den Namen auf „Schwirren“ bezieht und darauf hinweist, daß Wolfram von Eschenbach im „Parzival“ die schwirrende Harfe *swalwe* nennt. Die Griechen haben die Schwalbe nach ihrer Stimme benannt und bejaht auch eigene Bezeichnungen für das Schwalbengezwitscher, wie *τρυψαλα*, *πυρρυσω*, während die Römer dafür Ausdrücke wie *tristare*, *murmuritare* u. hatten. Der Gesang der Schwalbe ist weder durch Wohlklang der einzelnen Töne, noch durch Abwechslung ausgezeichnet, aber er zeugt von Zufriedenheit und Heiterkeit, ja oft Muthwillen, doch auch von Trauer und Klage. Der gewöhnliche Naturlaut des Schwalbenliedes hängt meist an mit „Wib! Werb! Widiwit!“ geht dann in ein längeres Gewitscher über und endet mit: „Wid! Weid! Woida! Järr!“ — In manchen Gegenden meißt die Schwalbe den Bauer auf, indem sie ruft:

„Michel, Michel, Michel,
Steh' auf, 's is heller, lichter Tag! 's is heller, lichter Tag!“

In der Mark singt die Schwalbe:

„Ich wollte meinen Kettel fiden,
Habe keinen Jwin,
Hab' nur noch ein klein Endichen,
Das muß ich lange zirn!“

Im Elsaß erzählt man von den Schwalben, daß sie von den am Brunnen fließenden Mägden sagen: „Die wäsche und däsche, um wenn sie heimsumme, ich niene se Hünteln Pier!“

Aber auch Trauer kann, wie gesagt, der Sang der Schwalbe ausdrücken. Von dem leibliche marmur, dem Seufzen der Schwalbe, spricht das ganze Alterthum, und bei Jesajas heißt es im 38. Kapitel, Vers 14: „Ich winselte wie ein Kranich und Schwalbe...“ Auch in dem griechischen Mythos von Prokne ist das Wehmüthig Klagen der Schwalbengezwitscher angedeutet.

Rührend ist die Klage um den Wandel des irdischen Glücks, wie sie der gemeine Mann aus dem Gesang der Schwalbe heraushört:

„Da ich fortzog, da ich fortzog,
Waren Riken und Raffen voll,
Da ich wiederkam, da ich wiederkam,
War Alles wuß und leer!“

Bei Salzwedel singt sie:

„Als ich utzog, als ich wegflug,
Waren Riken un Raffen null;
Als ich weddertam, als ich weddertam,
War nicht mehr darinnen:
De Sperling, de Spitzdov,
Hat Alles verterd!“

Wunderbar ergreifend hat Rückert diesen Schwalbengesang in seinem Schwalbenlied verherrlicht, das wohl Jeder kennt und in dem es so herzergreifend heißt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar —
O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit,
Was mein einst war!“

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jezt noch klingt!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Riken und Raffen schwer;
Als ich wiedertam, als ich wiedertam,
War Alles leer!

O du Rindermund, o du Rindermund,
Unbewahret Weisheit froh,
Vogelsprache kund, Vogelsprache kund,
Wie Salomo! —

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr,
Als ich wiedertam, als ich wiedertam,
War Alles leer!“

Als dritter Repräsentant der Vogelwelt stellt sich uns vom Fenster aus

der Storch

dort auf dem Dach der gegenüberliegenden Scheune dar. Auch er ist wie die Schwalbe einbote des Frühlings und wurde wie jene in früherer Zeit mit Liedern begrüßt. Noch im vorigen Jahrhundert erhielten in einigen Städten die Thurmwächter einen Ehrentrock, wenn sie die Ankunft des ersten Storchs angezeigt hatten. Nach dem Volksglauben kommt der Storch immer am 17. März an und zieht am 25. Juli wieder fort, weshalb auch es im „Froschmäusler“ von Georg Rosenhagen (1542—1609) heißt:

„Sankt Gertraud heißet uns willkommen,
Mit Sankt Jakob ziehn wir davon.“

Die Kinder singen dann wohl:

„Storch, Storch, Langebein,
Stich' up' en hohen Steen,
Deß rotze Strümpe an,
Geißt es en Edelmann.“

Oder sie fragen auch:

„Adehoar, du Langebein,
Wenn ehr wilt du wegteen!“

*) Eine vortreffliche Schilderung des Storchs im „Froschmäusler“ findet sich im 6. Theil, Kapitel IV.

Worauf der Storch klappernd antwortet:

Wenn de Rogge riep is,
Wenn de Pappge (Frosch) diech (groß) is.
Wenn de geelen Kappeln (gelben Kopf)
In de Konne dröppeln (raffeln).

Udhoar heißt so viel als Heilbringer, denn der Storch gilt als ein solcher. Darum achtet man auch vom ersten Tage seiner Ankunft an genau auf ihn. Hat z. B. der erste Storch, der erblickt wird, schmutziges Gefieder, so gibt es viel Regen im Sommer.

Storch, Storch, du Guter,
Bring' mir 'n kleinen Bruder!

fingen die Kinder, oder:

Storch, Storch, du Bester,
Bring' mir 'ne kleine Schwester!

je nachdem sie es sich nun gerade wünschen. Obgleich nun zwar das Volk sicherlich nicht glaubt, daß der Storch die Kinder bringe, liegt in diesem Bringen der Kinder doch mehr als bloße Kindermär.

Der eigentümliche Naturlaut des Storches, sein Klappern, soll ihm sowohl seinen lateinischen Namen ciconia, wie seinen wendischen „Gaiwocker“ eingetragen haben; bei der arabischen Bezeichnung saklaka ist dieß wohl unzweifelhaft der Fall.

Der Schwur beim Popsf.

Wenn im Mittelalter deutsche Frauen vor Gericht einen Eid abzulegen hatten, so mußten sie auf ihren Popsf schwören. Einen solchen Eid leistete, wie der Historiker Sattler im dritten Bande seiner Geschichte des Herzogthums Württemberg berichtet, noch im Jahre 1403 die Gräfin Verena von Zollern.

Aus Natur und Leben.

Die Acker Schnecke.

Einer der gefährlichsten Feinde der Saaten, der in manchen Jahren in ungeheuren Mengen auftritt und dann die Hoffnungen des Landwirths zerstört, ist die Acker Schnecke.

Die gewöhnliche nackte Acker Schnecke, Limax agrestis, ist bekanntlich ein Zwitter, dessen Fortpflanzungsorgane in der Nähe seines Kopfes liegen. Jede Schnecke legt ihre Eier, von Gestalt und Größe des Kapsforns, Ende August in kleine, feuchte Vertiefungen in der Erde oder unter modernde Pflanzentheile, und zwar zu 6 bis 10, manchmal bis zu 30 Stück rogenartig zusammenhängend.

Das Leben und die Vermehrung der Schnecken ist abhängig von einem gewissen Feuchtigkeitsgrade des Bodens und der Luft, sowie von einer angemessenen Temperatur, und da der feuchte Herbst diese Bedingungen besser erfüllt als das oft trockene Frühjahr und der heiße Sommer, so ist es vorzugsweise der Herbst, in welchem die Vermehrung dieser Thiere so ungeheuer ist.

Die Feinde der Schnecken sind vorzugsweise Frösche, Kröten und Ringelnattern, deren Schonung daher geboten ist, sodann Schweine, Maulwürfe, Enten, Hühner und Krähen, auch gehen oft sehr viele am Durchfall oder sogenannter Faulkrankheit, am schwarzen Brand und der durch Milben hervorgerufenen, Läufesucht genannten Krankheit zu Grunde.

Da diese feuchentartigen Krankheiten aber nicht in jedem Jahre auftreten, bei übermäßiger Vermehrung der Schnecken auch ihre thierischen Feinde der Millionen Thiere nicht Herr werden können, so muß der Landwirth sich nach geeigneten Vertilgungsmethoden umsehen. Es sind vorzugsweise die Grabentränder, Feldraine und dergleichen, die den Schnecken Herberge gewähren und von welchen aus sie nach Bestellung der Getreidefelder auf diese übergehen.

Geben die Schnecken einmal von einem Acker Besitz genommen, so muß zu direkter Vertilgung geschritten werden. Ein Ueberziehen der Felder mit Noreggen, wodurch die von den Dornen verwundeten Schnecken eingehen, ein Ueberstreuen mit Kalkstaub oder einer Mischung von Eisenvitriol mit Sand, sowie auch von mit verdünnter Schwefelsäure getränktem grobkörnigem Sand soll sich bewährt haben. Ein Bestreuen mit Kalksalz kann leicht den Pflanzen schädlich werden.

(Neue Fr. Presse.)



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

„Das Leben einer Frau,“ sagt ein feiner Beobachter und ungalanter Mensch, „ist vom 18. bis 25. Jahre der siebenjährige Krieg zwischen Herz und Verstand; von 25 bis 55: der dreißigjährige Krieg der Natur mit den Künsten der Toilette, und von da weiter: die hartnäckige Vertheidigung einer festen Citadelle gegen die sturmlaufende Zeit.“

Ich machte die Bekanntschaft — so erzählte ein noch ziemlich junger Mann mit eigenthümlich trauriger Miene in einer Gesellschaft — einer jungen Wittve, welche mit einer erwachsenen Stieftochter im selben Hause wohnte.

Mein Vater, der die Gelegenheit hatte, unsere Stieftochter häufig zu sehen, verliebte sich in diese und machte sie zu seiner Frau. — Dadurch wurde meine Frau die Schwiegermutter ihres Schwiegervaters und aus meiner Stieftochter ward meine Stiefmutter und der Stiefvater verwandelte sich in einen Stiefsohn.

Meine Stiefmutter, Stieftochter meiner Frau, bekam einen Sohn; ich folglich einen Bruder, denn er ist der Sohn meines Vaters und meiner Stiefmutter, aber da er der Sohn unserer Stieftochter ist, wurde meine Frau seine Großmutter und ich der Großvater meines Stiefbruders. — Meine Frau schenkte mir ebenfalls einen Sohn.

Meine Mutter, Stiefschwester meines Knaben, ist zugleich seine Großmutter, denn er ist der Sohn ihres Stiefsohnes, und mein Vater — der Schwager meines Kindes, da dessen Schwester seine Frau ist. Ich bin der Bruder meines eigenen Sohnes, welcher das Kind meiner Stiefgroßmutter ist. — Ich bin der Schwager meiner Mutter, meine Frau ist Tante ihres eigenen Sohnes, mein Sohn Enkel meines Vaters und ich — mein eigener Großvater.

Die „Frankfurter Zeitung“ theilt folgende hübsche Anekdote mit: Ein angeblicher Bankier in Paris schreibt mittelst Annonce die Stelle eines Sekretärs mit sechstausend Franken Gehalt aus, doch fordert er fünfzehntausend Franken Kautions.

„Ah, Sie sind also reich?“ fragt der Bankier.

„Ja, aber ich möchte eine Beschäftigung haben.“

Der Bankier denkt einen Augenblick nach und sagt dann: „Möchten Sie mich nicht als Kammerdiener engagiren?“

Der junge Mann sieht den Bankier prüfend an und sagt dann: „Warum nicht? Aber Sie müssen bei meinem Rotar fünfzigtausend Franken Kautions deponiren.“

„Ich bin sehr glücklich verheirathet,“ meinte ein Franzose. „Meine liebe Frau ist aus Preußen; ihre Eltern, ihr Bruder wohnen auch bei uns — Alles ein Herz und eine Seele!“

„Da gratulire ich! Aber sag, kommen denn mit dem Bruder nicht wenigstens so kleine Reibungen vor? Du, als entgrittener Franzose, er, ein Deutscher...“

„Bewahre! Sie haben nämlich längere Zeit auf den Antillen gewohnt und mein Schwager ist daher schon als Neger zur Welt gekommen!“

Was ist das Neueste und Nobelfte?

Das „Jauer'sche Stadtblatt“ enthält im Annoncenheft seiner Nummer vom 26. Juni folgendes verlockende „Eingefandt.“ Das Neueste und Nobelfte, was man bei Begräbnissen haben kann, ist unstreitig der Leichenwagen der Tischlerinnung; derselbe wird nach drei Klassen vertheilt: erste Klasse ein Engel, zweite Klasse ein Kreuz mit Christuskörper, dritte Klasse ein Kreuz, und sei somit dieser Leichenwagen dem geehrten Publikum bestens empfohlen.

Ein Berliner Blatt erzählt: Einer aus dem Geschlechte der zerstreuten Professoren besuchte vor einigen Wochen einen Kollegen. Auf das Lieblichste empfangen, nimmt er auf dem Sopha im Studirzimmer des Kollegen Platz, brennt sich eine Cigarre an und man beginnt ein Gespräch über die neuesten Ausgrabungen in Olympia.

Zumuthung.

Ihr seid arretirt wegen Frechtens und Bagabundirens, Ihr sollt eigentlich ganz eingesperrt wer'n, weil aber gerade Gemeindegeld klein zu machen ist, könnt Ihr mithelfen und bekommt einen Gulden per Tag.

„Was? Ein Gulden per Tag und arbeiten auch noch? In das hungrige Nest komm' i mei' Lebtag nimmer!“

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 12: Das Baden und Freien geräth nicht immer.

Charade.

Nur durch Scheidung vom dem Letzten kann hervor die Erste gehen. Und durch Scheidung vom dem Ersten kann das Ganze nur entstehen.

Auflösung des Anagramms Seite 12: Buch, Schab, Buchs.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. R. Rosenthal in Frankfurt a. M. Untiefe im Meer bedeutet Richtiefe, also Raube, für die Schiffsahrt gefährliche Stelle. Frln. Dora in M. 'Die Blume sieht schön aus' ist grammatikalisch richtig, 'sieht schön' - Provinzialismus.

Ärztliche Korrespondenz.

Hrn. Dr. A. W. in Frankfurt a. M. Ihre Ansicht, daß durch unsere Anstalten auf medizinischem Gebiete die Interessen des ärztlichen Standes geschädigt würden, können wir durchaus nicht theilen.

zwang auf diesem Gebiete zurückzuführen. Was die Angelegenheit der angefragten ärztlichen Korrespondenz der 'Illustrierten Welt' mit einem Herrn R. dorten anlangt, so theilen wir Ihnen mit, daß der von einem Arzte in Ihrem Vereine vorgeschene Brief, für den Fall, daß unsere Redaktion über unser ärztlicher Mitarbeiter als dabei betheiligt genannt wurden, nur auf absichtliche Täuschung und einen mit unserer Firma getriebenen Mißbrauch zurückzuführen ist.

Anfragen*).

- 1) Wie bereitet man halbbaren Spitzweggeräth? P. B. in Limbach. 2) Wie klebt man gelb gewordene Eisenbleche der Klaviere? C. D. in G.

Antworten.

Ans 1): Man benetzt sie mit schwachem Essig und setzt sie dem Sonnenlichte längere Zeit aus - wird sehr empfohlen. C. D. in G.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die 'Donna Anna', Roman von Rosenthal-Bonin, Fortsetzung. - Die internationale Fischereiausstellung in Berlin. - Einspruch. - Albumblatt: Vor einem Waldkirchhofe, von Karl Mayer. - Hier lebte Goethe, illustrierte Novelle von Karl Neumann-Strela. - Fischbeladen, Roman nach Emile Nabeburg von Emile Vacano. Fortsetzung. - Frühling. - Bögel in der Volkshaus und im Volksglauben, von G. Sundelin. - Der Schmutz beim Jodel. - Aus Natur und Leben. - Humoristische Blätter. - Bilderräthsel. - Charade. - Kleine Korrespondenz.

Ankündigungen.

Die einmal gepaltene Nonpareillegröße 60 Wg.

Advertisement for 'Weber's vollständiges Fremdwörterbuch', 14,000 fremde Wörter, 10th edition, 1 Mark.

Advertisement for 'Anleitungen, Spezialrezepte zu Wagen u. Maschinen', by W. Schiller & Co., Berlin.

Advertisement for 'Zuschneide-Maschinen' (sewing machines) by Heckner & Co., Braunschweig.

Advertisement for 'Humoristische 5-Markscheine' by H. Mehles, Berlin.

Large advertisement for 'Gifthalte Papierfragen' (poisonous paper questions) by Mey & Edlich, featuring a snake illustration and text about paper quality and health.

Advertisement for 'Für Männer' (for men) by Klinik, mentioning various ailments and treatments.

Advertisement for 'der Haarschwind' (hair loss treatment) by Edm. Bühler, Leipzig.

Advertisement for 'neugeknoteten Luftunterkleider' (knotted underwear) by Karl Mez & Söhne, Freiburg in Baden.

Advertisement for 'Jeden Bandwurm entfernt mit Kopf' (removes tapeworm) by Theodor Horn, Nürnberg, featuring an illustration of a scorpion.

Advertisement for 'Böhmen's Schatz! Püllnaer Natur-Bitterwasser' by Anton Ulbrich, Püllna.

Advertisement for 'Bode & Trone, Hannover, Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke' (fire and burglar-proof safes).

Advertisement for 'Julius Gerfig, Fonds- u. Lotterie-Geschäft, Hamburg'.

Advertisement for 'Erwerbs-Katalog' (employment catalog) by W. Schiller & Co., Berlin.